1,90 DM / Band 705
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Schrei nach dem Satan

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 180



Schrei nach dem Satan

John Sinclair Nr. 705

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 07.01.1992

Titelbild von Jim Warren

Sinclair Crew

Schrei nach dem Satan

Greta Morgan, die über achtzigjährige Frau, schloss die Zimmertür hinter sich und ließ ihre Enkelin Beth allein zurück. Allein und mit ihrer Angst!

Wie festgeklebt saß das Mädchen auf dem schmalen Stuhl und dachte zum erstenmal daran, dass sie mit gerade zwanzig Jahren, schon sterben konnte: Früher waren ihr solche und ähnliche Gedanken nie gekommen. Erst seit wenigen Stunden dachte sie so, nachdem das Grauen in Farthham, einem kleinen schottischen Ort in den Grampian Mountains, Einzug gehalten hatte.

Sie hatte ein langes Gespräch mit ihrer Großmutter gehabt, die ihr geraten hatte, vorerst keinen Kontakt mehr mit dem Mann aufzunehmen, der von der magischen Pest befallen war.

Aber sie liebte Carter Eastland doch. Es hatte beide wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen, aber dann waren sie in ein Karussell des Schreckens hineingeraten, und das Grauen hatte sich potenziert.

Ihr Zimmer lag an der Rückseite des Hauses, im Parterre. Im ersten Stock befanden sich die drei Gästezimmer. Dort wollten die beiden Fremden aus London logieren, die zusammen mit einem Mönch aus dem Kloster St. Patrick in Farthham eingetroffen waren.

Zum Haus gehörte auch eine Gaststätte. Sie lag nach vorn hin, und dicke Mauern dämpften die Stimmen der Gäste, wobei sich kaum einer mehr in den »Highlander« verirrte.

Die Bewohner des Dorfes hatten Angst, seit sechs von ihnen von einer dämonischen Pest befallen waren.

Wer zog die Fäden?

Darüber hatte Beth mit ihrer Großmutter gesprochen. Doch auch die alte Dame hatte keinen Rat gewusst und konnte nur Vermutungen äußern, die sich samt und sonders auf die alten Sagen und Legenden bezogen, die man sich in Farthham flüsternd erzählte.

Es waren schlimme Geschichten von einem Alchimisten namens Ampitius, der zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges sein Unwesen in den einsamen schottischen Hochtälern getrieben hatte. Zwar hatten sich großen Wirren des Krieges mehr auf dem Festland abgespielt, aber ganz ungeschoren waren auch die Schotten und Briten nicht davongekommen.

Es war auch die Zeit der Pest gewesen, die Millionen von Opfern gefordert hatte.

Und jetzt war die Pest, zurückgekehrt. Ausgerechnet nach Farthham, aber es war nicht die normale, sondern eine Pest, die einen dämonischen Ursprung besaß.

Beths Großmutter glaubte fest daran, und sie hatte auch ihre Enkelin davon überzeugt.

Nicht aus dem Zimmer gehen. Es um Himmels willen nicht verlassen. So und nicht anders lauteten die Warnungen der alten Frau, an die sich Beth unbedingt halten wollte.

Bisher hatte sie sich im Haus ihrer Eltern immer sicher wie in Abrahams Schoss gefühlt.

Das war jetzt vorbei!

Trotz der geschlossenen Tür und des ebenfalls geschlossenen Fensters hatte sie den Eindruck, als wäre sie zwischen diesen Wänden nicht mehr als ein kleiner Käfer, der irgendwann zerquetscht werden konnte, wann immer es seinem mächtigen Gegner passte.

So dunkel das Haus auch von außen aussah, so gegenteilig wirkte das Zimmer.

Es war hell tapeziert worden. Die Wände sahen aus, als würde frisch gefallener Schnee an ihnen kleben. Dazwischen lockerten die bunten

Aquarelle das strenge Bild auf, und durch ein quadratisches Fenster fiel eigentlich genügend Licht, um dem Zimmer eine freundliche Note zu geben.

Aus hellem Holz bestanden auch die Möbel. Sie waren mit bunten Tüchern dekoriert, und bunte Sommerblumen gaben dem Raum ein noch freundlicheres Aussehen.

Und doch fühlte sie sich nicht wohl.

Sie saß auf dem modischen Sessel, dessen Rückenteil wie eine Birne geformt war, starrte auf die Mattscheibe des TV-Apparates, ohne ihn jedoch einzustellen.

Zeit floss dahin…

Ihr Gefühl besserte sich nicht. Der Druck blieb. Wenn ihr jetzt jemand das köstlichste Gericht angeboten hätte, sie hätte es stehen lassen und nicht gegessen.

Dieser Tag war schrecklich, und er war noch nicht beendet, denn zu ihm gehörte eine Nacht.

Die Nacht der Nächte, die Nacht der Entscheidung, wie ihre Großmutter gesagt hatte.

Wenn sie vorbei war und alle noch lebten, dann erst würden sie aufatmen können, aber soweit war es noch nicht. Draußen schien die Sonne, auch wenn sie ihren höchsten Stand längst hinter sich gebracht hatte und nach Westen hin wanderte, wo sie irgendwann hinter den hohen Bergspitzen untergehen würde.

Schatten waren da.

Jeder Mensch warf einen Schatten, jedes Haus, jeder Baum. Der Schatten brachte Kühlung. Mensch und Tier sehnten sich nach ihr, aber nicht Beth.

Ihr machten die ersten Schatten Angst!

Sie erinnerten sie an gefährliche Wesen, die aus irgendwelchen düsteren Reichen gekrochen waren, um die Welt der normalen Menschen zu erobern.

Auch in ihrem Zimmer breiteten sich die ersten Schatten aus. Die Sonne schien nicht mehr in das Fenster hinein. Es war düsterer geworden. Beth schien es, als wollte sich die Umgebung ihrer Stimmung anpassen. Ihren Eltern hatte sie persönlich nichts erzählt. Was es zu sagen gab, hatte ihre Großmutter berichtet, und damit mussten sich die Morgans eben abfinden.

Zur Einrichtung gehörte auch ein Kühlschrank. Er war nicht groß, reichte für eine Person aus und war meist mit Getränken gefüllt. Da ihr die Zunge wie ein trockener Schwamm am Gaumen klebte und sie Durst verspürte, stand sie auf, ging zum Kühlschrank, öffnete die Tür und entschied sich – beinahe wie immer – für eine Flasche Mineralwasser.

Als sie eines der hohen Longdrink Gläser füllte, bemerkte sie, wie

sehr ihre Hände zitterten. Die Nerven lagen bloß. Es reichte eine geringe Berührung aus, um sie reißen zu lassen.

Beth stellte die Flasche wieder weg. Auch beim Trinken bebte sie.

Etwas Wasser platschte über den Rand und lief über ihre Hand. Sie setzte sich wieder hin.

Es tat Beth gut, das Wasser zu trinken, aber die Angst in ihrem Innern konnte es auch nicht vertreiben. Es war einfach dazu ausersehen, den Durst zu löschen.

Als es gegen die Zimmertür klopfte, schrak sie zusammen.

»Ich bin es nur, Beth!«

Das junge Mädchen atmete auf, als es die Stimme der Großmutter hörte. »Ja, komm…«

Lächelnd betrat die alte Frau den Raum. »Darf ich dir eine freudige Nachricht überbringen?«

»Welche?«

»Es geht Carter Eastland wieder gut. Seine magischen Pestwunden heilen. Ich sprach mit Father Ignatius, ich rief ihn an und erfuhr die gute Nachricht.«

Plötzlich strahlten Beths Augen. Sie wollte es nicht glauben und fragte noch einmal nach.

»Ja, es stimmt alles.«

»Herrlich Grandma!« Sie schnellte von ihrem Sessel hoch. Einen Augenblick später wusste Greta Morgan nicht, wie ihr geschah, denn so stürmisch hatte Beth sie in den letzten Monaten nicht mehr umarmt.

»Na, na, na, du wirfst mich ja um!« rief die alte Dame lachend.

»Denk daran, ich bin nicht mehr die Jüngste.«

»Du bist jünger als meine Eltern.«

»Lass die das nur nicht hören.«

»Das wissen sie schon.«

Greta befreite sich aus dem Griff und zupfte ihre Kleidung zurecht. Sie freute sich darüber, wie froh ihre Enkelin war, aber sie hatte ihr nicht die ganze Wahrheit erzählt. Es hatte in der Sakristei des Pfarrhauses nicht nur einen Geheilten gegeben, sondern leider auch sechs Tote, die ein unbekannter Killer in einer Kellergrube zurückgelassen hatte. Es waren die Menschen gewesen, die außer Carter Eastland ebenfalls von der magischen Pest angesteckt worden waren.

Mit beiden Händen strich Beth die Haare zurück, die bei der stürmischen Umarmung durcheinander geraten waren. Sie atmete tief, durch. »Dann kann ich mein Zimmer jetzt verlassen?«

Greta Morgan erschrak. »Auf keinen Fall. Die Gefahr ist noch immer da. Außerdem wird es bald Abend. Es ist besser, wenn du hier bleibst. Hier bist du in Sicherheit.«

»Aber in der Gaststätte…«
»Nein, auch da nicht. Bleib in deinem Zimmer. Das musst du mir versprechen.«
Beth schaute ihre Großmütter an. Sie sah den ernsten und besorgten Gesichtsausdruck und freute sich darüber, dass sich jemand um sie so große Sorgen machte. »Ja, Grandma, ja. Ich verspreche dir, dass ich hierbleiben werde. Aber die Tür abschließen – oder?«
»Nein, die kann so bleiben.«
»Was machst du denn?«
Greta lächelte verschmitzt und legte eine Hand auf die Schulter ihrer Enkelin. »Auch ich werde meine alten Augen offen halten, Kind. Darauf kannst du dich verlassen.«
»Bewaffnest du dich auch?«
»Nein, um Himmels, willen. Ich kann mit einem Gewehr oder einem Revolver doch gar nicht umgehen.«
»Hätte ja sein können.«
»Ich schaue mich nur um.« Sie küsste Beth zum Abschied auf beide Wangen, dann verließ sie das Zimmer.
Beth Morgan wankte zurück. Sie ließ sich in den Sessel fallen und war einfach glücklich. Was hatte sie durchgemacht, als sie an Carter Eastlands Schicksal dachte. Aber sie hatte auch zu ihm gehalten, als er so verunstaltet gewesen war. Sogar gegen die beiden Polizisten hatte sie sich gestellt.
Und nun hatte sich das Blatt gewendet. Zu ihren Gunsten, und das war kaum zu fassen.
Sie hätte am liebsten gejubelt, doch ihr Verstand sagte ihr, dass es dazu noch zu früh war.
Vor ihr lagen der Abend und die Nacht…
Im Sessel hielt sie es nicht mehr aus. Die Sitzfläche schien mit unzähligen Nadeln gespickt zu sein. Deshalb stand sie auf und ging zum Fenster.
Von hier aus fiel der Blick in den Garten. Vor einem Jahr etwa hatte sie für Stoffe mit Blumenmuster geschwärmt und das Fenster damit dekoriert. Auf dem weißen Stoff verteilten sich kleine Blumen, die aussahen, als hätte man sie frisch von einer Wiese gepflückt und kurzerhand darüber hinweggestreut. Die beiden Vorhänge rahmten das Fenster rechts und links ein und bildeten dabei ein schräges Dach, das aber das Blickfeld nicht beeinträchtigte.
Obstbäume verteilten sich auf der Wiese. Sie dachte daran, dass sie so gern Kirschen aß und in diesem Jahr fast vollständig darauf hatte verzichten müssen. Der Frost im Frühjahr hatte viel zerstört.
In der Ferne waren die Berge zu sehen. Da die Sonne, schräg stand und auch ihre Farbe gewechselt hatte, glühten die Umrisse im Licht der Sonne.

Es war Balsam für das Auge. Wer Landschaft liebte, der musste einfach begeistert sein. Auch Beth gehörte dazu, aber sie konzentrierte sich ausschließlich auf die Wiese mit den Obstbäumen, und dabei interessierte sie sich besonders für die Schatten.

Beth empfand dies als seltsam und ungewöhnlich. Normalerweise hatte sie immer darüber hinweggesehen, diesmal jedoch nicht. Sie konnte sich auf nichts anderes konzentrieren, als ausschließlich darauf, und sie hatte das Gefühl, als gäbe es zwischen ihr und den Schatten eine Verbindung.

Immer wenn der leichte Wind durch das Geäst der Bäume strich und die Blätter berührte, dann zitterten die Schatten ebenfalls. Sie wurden zu vibrierenden Gestalten, die über die Wiese hinweghuschen wollten, aber dennoch gefangen waren, weil die Bäume ihre Standorte nicht veränderten.

Beth merkte, dass sie heftiger atmete. Ihr Atem fuhr gegen die Fensterscheibe und ließ dort einen blassen Fleck zurück. Plötzlich war sie erregt oder aufgeregt. Sie hatte das Gefühl, als hätte sich die Umgebung verändert.

Alles war so fremd…

Sie legte ihre Handfläche gegen das Gesicht. Kalter Schweiß bedeckte die Haut. Sie wischte ihn nach unten, putzte die Handfläche ab und drehte ihren Körper zuerst nach links, dann nach rechts, um einen besseren Sichtwinkel zu haben.

Da war nichts – oder?

Im Hals saß ein Kloß. Er breitete sich aus, er wollte ihr die Luft rauben, und sie sagte sich selbst, dass alles okay war, sogar Carter Eastland hatte gerettet werden können, und trotzdem kam sie nicht mehr zurecht. Etwas Fremdes war in den Ort geschlichen wie ein geheimnisvoller Dieb. Es hatte sich ausgebreitet, es war da, es…

Sie trat zurück.

Die Kehle war trocken geworden.

Auf einmal hatte Beth das Gefühl, nicht mehr allein im Zimmer zu sein: Scharf machte sie auf dem Absatz kehrt, schaute ins Leere.

Nichts war zu sehen.

Sie schloss die Augen, hörte sich lachen und schimpfte sich mit leiser Stimme aus. Es war einfach verrückt, sich weiterhin darüber Gedanken zu machen. Sie bildete sich etwas ein, diese Schatten gehörten einfach zum Garten, weil die Sonne gewandert war und eine andere Position eingenommen hatte.

Das war alles Unsinn.

Sie trat an den Kühlschrank, öffnete ihn: Ein Kälteschauer streifte ihren Arm, als sie die Flasche mit dem Mineralwasser hervorholte.

Beth schloss die Tür, hielt die noch geschlossene Flasche in der rechten Hand und drehte sich um.

Das Glas stand noch neben dem Sessel. Sie wollte nicht aus der Flasche trinken, sondern einschenken und…

Starr blieb sie stehen, umkrampfte die Außenwand der Flasche wie einen lebensrettenden Anker. Ihre Augen weiteten sich, sie nahmen einen glasigen Ausdruck an, gleichzeitig schoss die Panik wie ein Hitzestrom in ihr hoch.

Am Fenster war jemand.

Ein Schatten?

Ja und nein. Von außen glitt etwas über die Scheibe hinweg, das sie sehr deutlich identifizieren konnte.

Es war eine Hand, die ihren Weg diagonal über die Scheibe fand.

Beth starrte auf den Handschuh und schrak zusammen, als sie den dumpfen Laut hörte, mit dem die Flasche zu Boden fiel. Dann schrie sie!

Kurz, laut und schrill. Sekunden später rammte ihre Großmutter die Tür auf…

***

Sechs Tote!

Und ich hatte die Leichen in der Grube gefunden. Menschen, deren Gesichter durch die magische Pest gezeichnet worden waren, die aber nicht mehr gebraucht wurden und deshalb vernichtet worden waren. Nicht von mir oder einem anderen meiner Freunde, sondern von einem Unbekannten, der im Hintergrund lauerte und grausam Regie führte, der es auch geschafft hatte, die magische Pest zu bringen.

Mich fröstelte, als ich daran dachte, und auf meinem Rücken schien eine Eisschicht zu liegen.

Wer tat so etwas?

Ich hatte mit Suko und Father Ignatius darüber gesprochen, aber auch keine Antwort auf die Frage erhalten. Wir waren nur übereingekommen, dass wir den Fund zunächst für uns behalten wollten, um im Ort keine Panik auszulösen.

Nur eine wusste darüber. Bescheid. Es war Greta Morgan. Father Ignatius hatte mit ihr telefoniert und sie eingeweiht. Bei ihr war das Geheimnis in guten Händen. Sie würde nichts verraten. Außerdem hatte ihre Enkelin Beth eine gute Nachricht gebraucht.

Derjenige, der sie betraf, hockte noch immer am Boden. Ziemlich schwach, noch im Gesicht von der magischen Pest gezeichnet, aber sonst okay und erleichtert.

Immer wieder strich er mit den Fingerkuppen durch sein Gesicht.

Er fühlte, dass die Geschwüre eintrockneten und sich die dicken Pusteln wieder zurückbildeten. Wahrscheinlich würden auch sehr bald die dunklen Flecken auf der Haut verschwinden.

Wer wusste mehr?

Vielleicht Carter Eastland? Wir hatten keine Ahnung, wir tappten noch immer im dunklen, denn wir waren nach Farthham gekommen, weil uns Ignatius und Carter Eastland alarmiert hatten. Der Detektiv hatte sich in seiner Verzweiflung an den Mönch gewandt.

Er war als Infizierter in das Kloster St. Patrick geflüchtet, weil er es als Tourist schon einmal kennen gelernt hatte.

Und er war genau an den richtigen Mann geraten, denn Father Ignatius, der Mann, der für uns die geweihten Silberkugeln herstellte, hatte keine Sekunde gezögert, sieh den jungen Mann geschnappt und war mit ihm zu uns nach London gekommen.

Es hatte keiner langen Reden bedurft. Wir wussten sofort, dass dies ein Fall für uns war.

Natürlich hatten wir recherchiert. Was immer auch passierte, es gab Motive, und danach suchten wir; und wir erhielten auch einen Hinweis, dass die Veränderung der Menschen ihr Motiv wohl tief in der Vergangenheit begraben hatte.

Als der Dreißigjährige Krieg und die Pest über Europa hinwegfegten, da hatte es einen Mann namens Ampitius gegeben, einen Alchimisten, einen Knappen, der als Pestbringer angesehen worden war.

Er sollte schon vor einigen hundert Jahren die dämonische Pest gebracht haben, was sich nun wiederholte.

Nur war dieser Ampitius nicht mehr am Leben, aber es war etwas von ihm zurückgeblieben.

Ein alter, bleicher Schädel, der in der Grube unter der Kirche gestanden hatte. Er war verschwunden, die Leichen nicht.

Stellte sich die Frage, wer ihn in seinen Besitz gebracht hatte. Derjenige musste auch der neue Pestbringer sein, und ihn allein suchten wir. Er hatte es geschafft, die alte Magie aufzugreifen und für sich einzusetzen. Er wollte das Grauen reaktivieren und stand bereits dicht vor seinem schlimmen Ziel.

Wer steckte dahinter?

Natürlich hatten wir die Ohren geöffnet, herumgehorcht und auch einiges zu hören bekommen.

Zumeist von Ampitius, dem Knappen, dessen Leben und »Wirken« sich in legendenhafter Form bis in die heutige Zeit bewahrt hatte. Man erzählte sich über den Knappen so einiges, und man ging noch weiter, denn es hatte sich so angehört, als wäre er, Ampitius, der Diener eines anderen gewesen. Man hatte flüsternd von geheimnisvollen Pestreitern gesprochen, und uns war ein schrecklicher Verdacht gekommen.

AEBA – die Horror-Reiter!

Vier Boten der Finsternis, vier grausame Asse der Hölle, gegen die wir schon gekämpft, es aber nicht geschafft hatten, sie zu besiegen.

Sie waren beinahe unsterblich, sie gehörten zu den Personen, die gezwungen waren, das Grauen zu verbreiten.

Schlimm…

Ich schluckte, denn ich kam nicht mehr weiter. Irgendwo bewegten sich die Gedanken im Kreis, wenn man keine Lösung sieht, zudem hörte ich Carter Eastlands Stimme.

»Es wird schlimm werden«, sagte er. »Ich glaube nicht, dass wir noch eine Chance haben. Sie werden zurückkommen, es beginnt alles wieder von vorn, und ich kann mich nicht erinnern. Es ist so, als wären bestimmte Tage aus meinem Gedächtnis gelöscht worden.«

Father Ignatius beugte sich zu ihm herunter. »Aber du weißt doch genau, was dir widerfahren ist – oder?«

»Ja, schon. Es war die Nacht, als ich gejagt wurde. Er war hinter mir her. Ich flüchtete in die Berge, und ich kam bis zu den Felsen, als er mich einholte. Ich spürte die Berührung auf meinem Gesicht. Es war etwas Weiches, und es drückte gegen meine Haut, wobei es sie gleichzeitig streichelte…«

»War es ein Mann?« fragte Suko.

»Eine Person.«

Mein Freund wiegte den Kopf. »Damit können wir nicht viel anfangen.«

»Moment mal«, sagte der Mönch. »Ich komme gleich wieder. Ich möchte noch kurz nach Pfarrer Kirk sehen.«

Carter zuckte zusammen. Er hatte den Geistlichen niedergeschlagen und trug die Schuld daran, dass der Mann jetzt in seinem Bett lag und wahrscheinlich eine Gehirnerschütterung hatte. »Bitte, Father Ignatius«, flüsterte er und streckte dem Mönch die Hand entgegen. »Sprechen Sie auch in meinem Sinne und sagen Sie ihm, dass es mir so verdammt Leid tut.«

»Mache ich, Carter, denn du konntest am wenigsten dazu. Das Wissen wir alle. Da bist du nicht mehr, du selbst gewesen. Alles klar, mein Sohn?«

»Ich danke dir.«

Father Ignatius ging, und auch der Detektiv wollte nicht mehr hocken bleiben. Mir fiel noch etwas ein. Ich verließ die Sakristei und rief dem Mönch hinterher.

»Falls du uns nicht mehr hier finden solltest, sind wir in den Ort gegangen.«

Ignatius drehte sich um. »Wo da?«

»Bei den Morgans.«

»Gut. Da seid ihr auch zentral.« Er winkte mir zu und ging in Richtung Pfarrhaus, das im Licht der schräg stehenden Sonne einen klobigen Schatten warf, der in andere eintauchte, die von den Bäumen und Sträuchern abgegeben wurden.

Ich mochte ihn. Dieser Mönch war ein außergewöhnlicher Mann.

Kein sturer Fanatiker, er ließ viele Meinungen gelten, und er wusste

auch um Dinge, die andere lieber verschwiegen. Sehr oft schon hatten wir gemeinsam gegen die Mächte der Finsternis gekämpft und uns von ihnen auch nicht unterkriegen lassen.

Die Horror-Reiter waren ihm ebenfalls ein Begriff.

Seltsam, dass ich immer an diese vier Todesboten denken musste.

Ich konnte mir vorstellen, dass sie plötzlich wie gefährliche Schatten aus der düsteren Sonne hervor erschienen und das Grauen über die Menschen brachten. Bei dem Gedanken daran, rann es eisig über meinen Rücken, und ich schluckte meine Angst hinunter.

Lange hatte ich nichts mehr von ihnen gehört. Zuletzt hatten sie versucht, nach Aibon einzudringen, diesem Land, das zwischen den Welten lag und von einigen Menschen auch als das Fegefeuer angesehen wurde. Aber sie hatten es nicht geschafft, nicht zuletzt wegen Suko und mir und auch wegen der positiven Kräfte des Landes Aibon, die sich mit uns zusammen gegen dieses Grauen verschworen hatte.

Ich ging wieder zurück.

Carter Eastland hatte sich etwas zu trinken besorgt. Er trank Wasser aus der Flasche. Als er sie absetzte, fragte er mich: »Wie sieht es draußen aus?«

»Es ist alles ruhig«

Er lächelte verkrampft. »Ja, das dachte ich mir.«

Ich lehnte mich gegen die Wand.

»Sie sagen das so komisch. Haben Sie mit etwas anderem gerechnet?«

»Es ist die Ruhe vor dem Sturm, Mr. Sinclair. Der Tag neigte sich dem Abend entgegen, bald wird sich die Dämmerung über dieses Tal senken, dann kann es passieren.«

»Wissen Sie was, Carter«, sagte Suko, »das hoffen wir sogar. Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.«

Er nickte. »Da haben Sie recht. Ich aber denke darüber nach, ob ich Farthham nicht lieber verlassen soll. Ich weiß, dass hier jemand ist, der mich liebt. Auch mir ist Beth Morgan nicht gleichgültig. Ich würde gern mit ihr zusammen aus Farthham verschwinden und erst wieder zurückkehren, wenn Sie alles geregelt hatten. Vorausgesetzt, Sie schaffen es.«

»Das ist natürlich klar.«

Eastland schaute mich derart hoffnungsvoll an, dass ich lachen musste. »Ist klar, Carter, wir werden alles in die Wege leiten. Ich habe auch nichts dagegen, wenn Sie und Beth Morgan Farthham verlassen. Das hier ist wirklich kein Ort, an dem man sich aufhalten sollte.«

»Danke.«

Ich schaute auf die Uhr. In einer Stunde würde es dunkel werden, dann strahlten nur mehr die Spitzen im letzten Licht des Tages. »Gehen wir?«

»Habe nichts dagegen«, sagte Suko.

Carter fragte noch etwas. Er schaute dabei auf die Luke, den Einstieg zur Welt unter der Kirche. »Und was ist mit den Leichen, Mr. Sinclair? Wollen Sie die…?«

»Ja, wir lassen Sie vorerst. Die Menschen stammen hier aus dem Ort. Die anderen haben sich damit abgefunden, dass sie verschwunden sind. Ich möchte keinen Bewohner direkt mit der Wahrheit konfrontieren. Das wäre für die meisten grauenhaft.«

»Stimmt. Es reicht, wenn sie es später erfahren.« Er strich noch einmal über sein Gesicht, als könnte er die letzten Reste der dämonischen Pest vertreiben. Dann fasste er nach dem Weihwasserkessel.

»Den möchte ich gern mitnehmen, denn das Wasser hat mein Leben gerettet. Ich werde es immer behalten.«

Suko lächelte ihm zu. »Das hätte ich an Ihrer Stelle auch getan, Carter.«

Ich verließ die Sakristei als erster. Im Freien genoss ich den Wind, der über die Hänge hinab in das Tal wehte und mein erhitztes Gesicht kühlte.

Es tat gut, ihn zu spüren. Am Tage war die Hitze doch sehr stark gewesen.

Noch lag der Ort friedlich vor uns. Ich fragte mich, wie lange es dauern würde…

***

»Sie war da, Grandma!«

Greta hörte den Schrei ihrer Enkelin, sie hastete auf Beth zu und bekam mit, wie die Zwanzigjährige schwankte und sich auf ihrem Gesicht eine Leichenblässe ausgebreitet hatte.

Das Mädchen fiel in ihre Arme. Greta hörte Beth weinen, strich über ihr Haar und versuchte, mit ruhig gesprochenen Worten bei ihr die Angst zu vertreiben.

Die alte Frau konnte sich nicht vorstellen, wer da war. Welche Person, die anscheinend weiblich gewesen sein musste, denn Beth hatte von einer sie gesprochen.

Und wo war sie gewesen?

Greta Morgan schaute sich um. Das Zimmer zeigte keine Spuren, die auf das Eindringen eines Fremden hingewiesen hätten. Das Fenster war geschlossen und die Scheibe nicht zerstört. Da musste sich Beth etwas eingebildet haben, eine andere Alternative gab es nicht.

Vielleicht waren es wirklich die Nerven gewesen, die ja unter einem so schrecklichen Beschuss gestanden hatten. Beth musste einfach weinen, sie zitterte, und Greta strich ihr immer wieder über den bebenden Rücken.

»Es ist ja gut, Kind. Niemand ist hier außer uns beiden. Es war auch keiner in deinem Zimmer.«

»Nein«, schluchzte sie. »Hier ist auch keiner gewesen, das kannst du mir glauben.«

»Na bitte.«

»Aber am Fenster. Da… da …«

»Es ist leer. Ich sehe niemanden.«

Beth zog die Nase hoch. »Klar, Grandma, klar. Jetzt nicht mehr, aber, ich habe sie gesehen.«

»Wen hast du denn gesehen?«

Sie musste erst Luft holen, bevor sie antworten konnte. »Ich habe die Hand gesehen, Grandma. Eine große, schwarze Hand, aber sie sah so aus, als wäre ein Handschuh über sie gestreift worden. Da kannst du sagen, was du willst, ich sah sie am Fenster, und als ich genauer hinschaute, war sie verschwanden.«

»Eine Hand also…«

»Ja, eine Hand.«

Greta Morgan wollte nicht sagen, dass sich ihre Enkelin geirrt hatte. Unter Umständen hätte sie das in die falsche Kehle bekommen.

Sie Wollte das Mädchen nicht noch mehr aufregen.

Über zwei Minuten hinweg standen die beiden so unterschiedlichen Frauen in der Mitte des Raumes. Es geschah nichts weiter mehr, keiner zeigte sich am Fenster, es erschien kein Gesicht, auch die ungewöhnliche Hand war nicht zu sehen.

»Beth, meine Liebe«, sagte die alte Frau leise, »ich will dir ja nichts unterstellen, aber könnte es nicht sein, dass dir deine Nerven einen Streich gespielt haben? Dass du dir möglicherweise etwas eingebildet hast?«

»Ich soll gelogen haben?«

»Das meine ich nicht. Wenigstens nicht bewusst. Aber du stehst doch unter Stress, wie ich meine. Und da wäre es doch möglich, dass du dich geirrt hast oder nicht?«

»Ich… ich weiß nicht.«

»Wer sollte denn eine so große Hand haben?«

Beth hatte sich wieder gefangen. Sie drückte sich von ihrer Großmutter weg, putzte sich die Nase und sagte mit leiser Stimme: »Ich habe doch auch einen dunklen Handschuh gesehen. Er war sehr groß, und er strich von außen her über die Scheibe hinweg. Ich hörte kein Geräusch, nicht einmal ein Quietschen oder so.«

»Aber sie hat die Scheibe berührt?«

»Ja, das hat sie.«

»Und ein Gesicht hast du nicht gesehen?«

Beth schüttelte den Kopf.

Greta Morgan legte die Stirn in Falten. Sie schwankte zwischen

Glauben und Nichtglauben. Einerseits war in diesem Ort alles möglich, andererseits stand Beth unter einem starken Druck. Da konnte es vorkommen, dass man etwas sah, das in Wirklichkeit nicht existierte. Aber Greta wollte sich selbst davon überzeugen. Zwar hatte sie durch das Fenster in den Garten schauen können, dort aber nichts entdeckt, weil die Schatten doch länger geworden waren. So entschloss sie sich, auf das Fenster zuzugehen und es zu öffnen.

Beth wollte sie festhalten. »Nein, Grandma, tu das nicht…«

Sie drehte sich halb um. »Warum denn nicht?«

Beth rang die Hände. »Weil ich… weil ich nicht will, dass dich die Hand packt.«

Greta Morgan lächelte. »Sollte sie das versuchen, werde ich sie eben abreißen.«

Ob sie wollte oder nicht, Beth musste einfach lachen. Diese Reaktion war typisch für ihre Großmutter gewesen.

Sie ließ sich auf nichts ein, sie kannte keine Furcht, denn sie war eine Frau, die das Leben gemeistert hatte.

»In meinem Alter, Kind, da hat man keine Angst mehr. Daran solltest du immer denken.«

»Aber die Gefahr…«

»Werden wir gleich sehen oder auch nicht.« Sie hielt bereits den Griff umfasst und drehte ihn.

Ein kurzer Ruck reichte aus, um das Fenster zu öffnen, und kühlere Luft strömte in den Raum, wo sie die andere durcheinander quirlte.

Beth traute sich näher an ihre Großmutter heran. Sie schaute auf deren Rücken, die Lippen zitterten, die Hände hatte sie zu Fäusten geballt. Noch stand Greta Morgan aufrecht, dann beugte sie sich vor und schaute hinaus. Sie bewegte sogar ihren Kopf nach rechts und links, um etwas besser erkennen zu können.

Es war nichts zu sehen.

Ein leerer Garten, in dem nur die Obstbäume standen, die dunkle Schatten auf das Grün der Wiese warfen. Ansonsten entdeckte sie keine Bewegung.

Sie schloss das Fenster wieder, drehte sich um und hob die Schultern. »Tut mir leid Kind, oder es tut mir nicht leid, aber ich habe keinen Menschen gesehen, der einen Handschuh getragen hätte. Bestimmt hast du dich geirrt.«

Beth schüttelte den Kopf. Sie blieb dabei. »Es war kein Irrtum, Grandma.«

»Es war wirklich niemand da.«

Das Mädchen holte Luft. »Dann… dann ist er eben wieder verschwunden. Einfach so …«

»Und wohin sollte er gelaufen sein?«

»Vielleicht ist er ins Haus gekommen…«

Greta schüttelte den Kopf. Bisher hatte sie sich gefühlsmäßig nicht zu stark engagiert, nun aber dachte sie anders darüber, »ich will dir mal etwas sagen, Kind. So einfach ist es ja nicht, in unser Haus zu gelangen. Das weißt du selbst. Den Flur habe ich unter Kontrolle gehabt, sonst wäre ich nach deinem Schrei nicht so schnell bei dir gewesen. Zudem wäre eine derartige Gestalt, die bei diesem Wetter Handschuhe trägt, aufgefallen, wenn sie die Gaststätte durchquert und…«

»Es gibt noch andere Möglichkeiten.«

»Dann glaubst du daran, dass der Unbekannte im Haus ist?«

Beth senkte den Kopf. »Ich weiß nicht so recht, Grandma. Ich… ich bin jetzt völlig durcheinander. Ich weiß überhaupt nicht, wie mir zumute ist und was ich denken soll.«

Die alte Frau schloss das Fenster wieder und ging auf ihre Enkelin zu, um ihr mit einer Hand über die Wange zu streichen. »Wenn du willst, kannst du dein Zimmer auch verlassen.«

»Nein, das will ich nicht.« Sie überlegte noch. »Bleibst du denn in der Nähe?«

»Ja, ich warte solange in der Nähe deiner Zimmertür. Ich habe mir sogar einen Stuhl geholt, denn eine alte Frau wie ich kann nicht so lange stehen.«

Beth umarmte ihre Großmutter und berührte mit den Lippen ihr Haar. »Du bist so toll, du bist so nett. Ich finde es einfach tierisch gut, dass du so etwas machst.«

Greta Morgan lächelte. »Was ist denn tierisch?« fragte sie. »Ach, das sagt man so.« Sie lachte. »Ja, ja, ihr jungen Dinger mit euren Modeausdrücken. Das wird noch mal etwas geben.«

»Ist doch nicht schlimm – oder?«

»Nein, mein Schatz, das ist überhaupt nicht schlimm. Das gehört einfach zum Erwachsenwerden.«

»Toll, dass du so etwas sagst. Du bist viel jünger als die meisten. Und als meine Eltern.«

»Oh, danke. Dann, gib acht, dass ich dir deinen Freund nicht vor der Nase wegschnappe.«

Zum ersten mal seit langem konnte Beth Morgan wieder heftig und ehrlich lachen. Sie schaute zu, wie Greta ihr zuwinkte und dann aus dem Zimmer ging.

Kaum hatte die alte Frau die Tür hinter sich geschlossen, veränderte sich ihr Gesicht.

Es nahm einen sehr ernsten Ausdruck an. Im Zimmer, bei ihrer Enkelin, hatte sie nur gespielt. Tatsache war, dass sie ihr jedes Wort geglaubt hatte…

Der Stuhl stand im Flur, und Greta Morgan hatte ihn so aufgebaut, dass sie auf die Zimmertür ihrer Enkelin schauen konnte. An drei

Stellen war die Wand durch Türen unterbrochen. Zwei gehörten zu den Gästezimmern, wo die beiden Männer aus London wohnen wollten und auch der Mönch aus dem Kloster.

Sie befanden sich an der rechten Seite des Flurs. Links wohnte Beth, und an der Querwand zeichneten sich die Umrisse eines kleinen Fensters ab, durch das rötliches Licht fiel, abgegeben von den satten Strahlen der tiefstehenden Sonne.

Den Stuhl hatte Greta zwischen die beiden Türen der Gästezimmer gestellt. Von hier aus konnte sie das Zimmer ihrer Enkelin sehen, aber auch die Treppe beobachten, wenn sie den Kopf nach links drehte. Sie war ziemlich schmal, auch sehr steil, und nicht zum ersten mal war ein fremder Gast gestolpert und die Stufen hinab gefallen.

Greta wartete.

Sie hatte überlegt, ihren Sohn und die Schwiegertochter ins Vertrauen zu ziehen, doch Beths Eltern hätten für ihr Verhalten kaum Verständnis aufgebracht. Sie dachten eben ganz anders als Greta und ihre Enkelin. Obwohl sie jünger waren als die Mutter und Schwiegermutter, wirkten sie doch viel älter.

Die Luft war nicht gut.

Sie stand zwischen den Wänden. Es gab keine Kühlung. In den letzten Tagen hatten sich auch die dicken Mauern des Hauses aufgeheizt und gaben ihre Wärme nun nach innen ab. Man schwitzte, auch, wenn man nichts tat, und mehr als einmal wischte Greta mit ihrem Taschentuch über Stirn und Wangen.

Würde er kommen?

Sie wusste es nicht. Sie wusste auch nicht, wer diese Person war.

Dieser Knappe namens Ampitius, von dem alte Legenden berichteten, könnte es bestimmt nicht sein. Sie ging davon aus, dass jemand dessen Erbe übernommen hatte.

Wer kam dafür in Frage?

Sie kannte jeden Bewohner von Farthham, und sie traute keinem so etwas zu. Was aber passierte, wenn ein Mensch unter einem dämonischen Bann geriet? Dann konnte bei ihm für nichts mehr garantiert werden.

Sie dachte an die Toten unter der Kirche. Mein Gott, es war so fürchterlich, sie konnte es kaum fassen. War überhaupt ein Mensch zu einer derartigen Tat fähig?

Greta war über achtzig Jahre alt geworden. Sie glaubte, die Menschen zu kennen, aber derartiges hatte sie noch nie in ihrem Leben mitgemacht. Das war einfach ungeheuerlich. Da waren Menschen tatsächlich unter die Stufe der Tiere gerutscht.

Sie lauschte.

Aus dem Zimmer ihrer Enkelin drang kein Laut, aber von unten her hörte sie etwas.

Leise Stimmen, die ab und zu lauter wurden, wenn die rückwärtige Tür der Gaststätte geöffnet wurde, die zum Anbau führte. Greta wunderte sich darüber, dass sich noch Menschen im Pub aufhielten.

Möglicherweise fühlten sie sich dort sicherer als in den Häusern oder in ihren Wohnungen.

Die Zeit verrann. Vom langen Sitzen wurde Greta einfach zu steif, und das wollte sie auf keinen Fall. Sie musste beweglich bleiben, weil sie damit rechnete, dass jemand kam.

Zudem hoffte sie, dass die Männer aus London schneller waren.

Sie würde sich besser fühlen, wenn sie die beiden in ihrer unmittelbaren Nähe wusste.

Sie stand auf. Das Knacken der alten Knochen gefiel ihr gar nicht, aber dagegen konnte sie nichts mehr tun. Greta war auch nicht bewaffnet, es sei denn, man sah das Kreuz als Waffe an, das an einer schmalen Kette um ihren Hals hing. Es bestand aus feinem Gold und war ein Geschenk ihres zu früh verstorbenen Mannes gewesen, der ihr damals erklärt hatte, dass dieses Kreuz sie beschützen sollte.

Beth hatte die Hand an der Außenseite ihres Zimmerfensters entdeckt, und auf das Fenster ging auch sie zu.

Es war zwar klein, aber sie würde es aufziehen, dann hatte sie einen besseren Blick.

Wie immer klemmte es, wie immer musste sie eine gewisse Kraft aufwenden, dann aber freute sie sich, als ihr die frische Luft entgegenströmte und auch den Geruch eines gesundes Waldes mitbrachte. Zweimal atmete sie tief ein.

Das war einfach herrlich, das war gut, das war Balsam für ihre Lungen.

Es dämmerte wenn der Abend damit begann, den Tag abzulösen.

Es war eigentlich die Zeit, die Greta sehr liebte, doch an diesem Abend kam ihr das Normale so fremd vor. Sie hatte den Eindruck, als wäre die Dämmerung dabei, etwas in den Ort hineinzudrücken, das nicht hierher gehörte.

Etwas Böses, etwas Grauenvolles…

Sie merkte es, denn es wehte ihr aus dem offenen Fenster entgegen. Es war nicht greif- und auch nicht erklärbar, es war einfach vorhanden und kam wie ein schleichendes Gift.

Sie hörte keinen Laut. Die Menschen in Farthham schienen, falls sie sich im Freien befanden, nur auf Zehenspitzen zu bewegen, um nur keinen zu stören.

Die Dämmerung brachte auch den Druck.

Greta hatte leichte Schwierigkeiten beim Atmen. Sie spürte den Druck auch in ihrem Magen, als wären dort unsichtbare Hände am Werk, die ihn zusammendrückten und nicht mehr aus der Umklammerung lassen wollten.

Ein Viertel der Berge sah aus, als würde es brennen. Es war das letzte Viertel, noch bestrahlt von der tiefstehenden Sonne, die für diese kalte Flammenpracht sorgte.

Schon seit den Tagen ihrer Kindheit war Greta von den Sonnenuntergängen fasziniert gewesen, doch an diesem frühen Abend konnte sie ihm nichts abgewinnen.

Die Furcht blieb.

Ihr Blick fiel auf das Haus gegenüber. In den unteren Räumen brannte Licht. Es kam ihr so fern vor, als wären es Sternen. In den Bergen kam es ihr immer vor, als hätten unsichtbare Hände eine Glocke über das Tal gestülpt. Das Gefühl, auf einer Insel zu stehen, ließ Greta einfach nicht los. Inmitten des Dorfes war dieses Haus gebaut worden, und trotzdem konnte sie keine Sicherheit empfinden, denn die anderen Häuser vermittelten ihr diese nicht.

Sie trat zurück und schloss das Fenster, denn es hatte keinen Sinn mehr, sich mit diesen Dingen zu belasten, weil sie sich einfach auf das Wesentliche konzentrieren musste.

Etwas störte sie.

Ein Geräusch, ein leises Kratzen, als wäre etwas bewegt worden.

Ein Stuhl zum Beispiel…

Ihr wurde eiskalt. Sie wäre jetzt am liebsten weggerannt, auch sie war nur ein Mensch, aber Greta Morgan tat das Gegenteil davon.

Sie drehte sich um.

Im selben Augenblick sah sie die Gestalt. Sie stand neben dem Stuhl und hatte die linke Hand auf die Lehne gelegt.

Die rechte hatte sie erhoben. Über ihre Finger war ein dunkler Handschuh gestreift worden.

Cigam war da!

***

Das Gesicht des Mönches war sorgenzerfurcht, als er sich auf den Weg zu Pfarrer Kirk machte, der einsam im Pfarrhaus lag und dem es nach dem Schlag gegen den Kopf wahrlich nicht gut gehen konnte. Bestimmt hatte er eine Gehirnerschütterung davongetragen, die man nicht unterschätzen sollte.

Was er brauchte, war Ruhe. Nur keine Hast, nur keine Aufregung keine heftigen Bewegungen.

Kirk würde sowieso nicht öffnen können, wenn Father Ignatius klingelte, und der Mönch hoffte, dass die Tür nicht verschlossen war. Eine Haushälterin schien Kirk nicht zu beschäftigen, und er allein hatte die Tür wohl nicht abgeschlossen.

Ignatius nahm die schmale Treppe. Efeu streifte seinen Nacken.

Die Pflanzen wuchsen in die Nische hinein und streichelten die Besucher.

Die Tür war mit einer schweren Klinke ausgestattet worden. Er drückte sie nach unten und konnte eintreten.

Stille empfing ihn.

Es war die besondere Stille eines Pfarrhauses auf dem Lande. Father Ignatius ging durch den schmalen Flur. Den Weg nach oben konnte er sich sparen, er wusste, dass die Räume, die Kirk bewohnte hier im unteren Bereich lagen.

Er passierte das Arbeitszimmer des Geistlichen und sah dann eine hohe schwarze Tür vor sich, die spaltbreit offen stand. Als er hindurchschaute, sah er den Mann liegen.

Kirk lag auf dem Rücken. Der weiße Verband leuchtete auf seiner Stirn. Er hatte die Arme auf die Brust gelegt und die Hände übereinander verschränkt. So sah er aus, als hätte man ihn als Toten in einen Sarg hineingelegt.

Der Raum war ziemlich groß, mit dunklen Möbeln eingerichtet und, besaß eine hohe Decke, die einen weißen, viereckigen Himmel über dem Bett bildete.

Zwei hohe Fenster lagen sich gegenüber. Ein kleiner Nachttisch stand neben dem breiten Holzbett, darauf eine Lampe mit Schirm und ein Glas mit Wasser.

Der Mönch ging mit leisen Schritten durch den Raum, dessen Fußboden aus dunkelroten Steinen bestand. Dicht neben dem Bett blieb er stehen. Er hatte dabei das untere Drittel gewählt. Wenn er sich dort niedersetzte, störte er nicht.

Vorsichtig nahm er Platz.

Ignatius konnte nicht hören und auch nicht sehen, ob Pfarrer Kirk schlief. Seine Atemzüge jedenfalls machten nicht den Eindruck einer schlafenden Person.

»Bruder Kirk?« Der Mönch hatte leise gefragt. Er sah, dass sich die Augenlider des Mannes bewegten.

Dann schaute ihn der Mann an.

»Erkennst du mich?«

Der Geistliche atmete aus. Er lächelte, wollte die rechte Hand heben, aber Ignatius drückte sie wieder zurück. »Bitte nicht«, flüsterte er. »Lass es sein. Du musst völlig ruhig liegen bleiben. Mit einer Gehirnerschütterung ist nicht zu spaßen.«

Das faltige Gesicht des Pfarrers bekam noch mehr Falten. »Ich weiß gar nicht, ob ich eine Gehirnerschütterung habe«, flüsterte er.

»Das glaube ich schon.«

»Woran erkennt man das denn?«

»Wenn es dir übel ist, zum Beispiel. Wenn du dich bewegst und dabei deinen Gleichgewichtssinn verlierst. Das alles sind Anzeichen für eine Gehirnerschütterung.«

»Ich habe es noch nicht versucht.«

»Dann lass es bitte auch.«

Kirk lächelte. »Ich bin ja dankbar, dass ich Glück gehabt habe. Hätte der junge Mann fester zugeschlagen, würde ich jetzt vor unserem Herrgott stehen, Bruder. Was macht er denn? Wie geht es ihm?«

»Er ist geheilt, und er macht sich große Vorwürfe, dass er es überhaupt getan hat, aber er stand unter dem Einfluss des Bösen. Das müssen wir ihm schon verzeihen.«

»Ich habe es bereits getan.«

»Das ist gut.«

Kirk schwieg eine Weile, da ihn die ersten Worte doch ziemlich erschöpft hatten. Trotzdem wollte er wissen, wie es weitergehen würde und was sich die Männer aus London so dachten.

»Sie werden nicht aufgeben, Bruder.«

Der Verletzte atmete laut. »Ach komm, das ist mir einfach zu wenig, und du weißt es.«

»Wieso?«

»Sind sie noch in der Sakristei?«

»Nein, ich glaube nicht. Sie haben mir gesagt, dass sie zu den Morgans gehen wollen. Ich werde dort auch hingehen, wenn ich dich verlassen habe.«

»Zu den Morgans also«, murmelte der Verletzte.

»Ja, Kirk. Aber du sagst es so seltsam. Stimmt etwas mit dieser Familie nicht?«

»Nein, es ist alles in Ordnung. Ich mache mir nur Sorgen, verstehst du?«

»Was heißt das?«

»Es wäre unter Umständen besser gewesen, wenn sie hier geblieben wären. Hier im Pfarrhaus. Ich könnte mir vorstellen, dass sie hier sicherer vor den Attacken des Bösen sind.«

Pfarrer Ignatius überlegte eine Weile, bevor er zustimmte. »Ja, da könntest du recht haben. Andererseits ist nicht sicher, dass sich die Aktivitäten der anderen auch auf das Pfarrhaus, hier konzentrieren. Die suchen sich ihre Angriffspunkte selbst aus, kann ich mir vorstellen. Da ist jeder im Ort gefährdet.«

»So gesehen hast du recht. Die Morgans wohnen zentral. Es ist nur schade, dass ich hier liegen muss. Du glaubst nicht, Bruder Ignatius, wie gern ich bei euch wäre, um euch im Kampf, gegen die Brut der Finsternis zu unterstützen.«

»Das kann ich mir gut vorstellen. Aber mal etwas anderes. Ist dir mittlerweile eingefallen, wer uns genau bedrohen könnte? Hast du vielleicht eine Idee? Ich weiß, dass es in den Pfarreien alte Kirchenbücher gibt und kann mir auch vorstellen, dass du sie kennst. Wir gehen immer von einer magischen Pest aus, die von einer bestimmten Person gebracht wird…«

»Einer toten Person.«

»Ist Ampitius tatsächlich tot?« erkundigte sich der Mönch. Zweifel schwangen in seiner Stimme mit.

»Ja, nur der Schädel blieb zurück.«

»Er ist verschwunden; die Infizierten haben wir als Tote gefunden, Bruder.«

Father Ignatius hatte leise gesprochen, dennoch bekam der Geistliche vor ihm einen Schock. Er krampfte seine Hände zusammen und hauchte ein »O Gott – nein…«

»Doch, es ist eine Tatsache. Wer immer seine Hand im Spiel und das Erbe des Knappen übernommen hat, er hat heute zum großen Kampf geblasen. Für mich wird die folgende Nacht entscheidend sein.«

Der Verletzte dachte noch immer über die schrecklichen Tatsachen nach. Es dauerte eine Weile, bis er wieder den Faden aufgenommen hatte und fragte: »Wie sieht es draußen aus, Bruder? Es ist dunkler geworden, nicht wahr?«

»Ja. Die Dämmerung.«

Der Geistliche leckte über seine spröden, trockenen Lippen. »Dann solltest du nicht länger hier warten und mich bemitleiden. Nicht, dass ich dich nicht bei mir haben will, aber ich finde, wir sollten auch an die anderen denken. Die Menschen hier im Ort sind wichtiger als wir. Du solltest versuchen, sie zu retten.«

Father Ignatius lächelte. »Ja, das werde ich auch. Aber ich wollte dir nur noch Bescheid geben.«

»Danke.«

Der Mönch erhob sich. Er lauschte dabei dem leisen Knarren der Matratze nach. Dann ging er einen Schritt vor, beugte sich zu dem Verletzten herab und legte ihm eine Hand auf die seine. »Werde bald wieder gesund, Bruder. Die Menschen hier in Farthham brauchen dich. Du kannst ihnen Kraft und Mut geben.«

»Sag das nicht, denn auch ich könnte das Böse nicht stoppen. Ich bin einfach zu schwach. Du siehst es allein daran, dass ich hier im Bett liege und nichts tun kann.«

»Das darfst du nicht sagen. Du kannst beten.«

»Glaube mir, Bruder, das werde ich auch.«

Father Ignatius nickte. »Okay, dann bis später. Wenn eben möglich, schaue ich in der Nacht noch einmal vorbei. Und ich hoffe, dass ich dir dann gute Nachrichten bringen kann.«

»Das wünsche ich mir auch.«

Ignatius wollte das Zimmer schon verlassen, dazu kam er nicht mehr, denn die Stimme des Verletzten holte ihn ein. »Da war etwas, Bruder! Ich habe was gehört.«

Ignatius blieb stehen. »Wie bitte?«

»Ein Geräusch… sehr fremd …«

»Wo denn?« Der Mönch ging wieder auf das Bett zu. Er bewegte suchend den Kopf. »Hier im Zimmer?«

»Nein, draußen.«

Ignatius musste lachen. »Das ist doch nicht weiter tragisch. Es ist Wind aufgekommen. Er spielt mit dem Laub und den Zweigen.«

»Das war es aber nicht.« Kirk blieb bei seiner Ansicht. »Es war anders, Bruder.«

»Wie anders.«

Pfarrer Kirk öffnete den Mund, um tief Luft zu holen. »Bitte, lach mich nicht aus, aber es hörte sich an wie leiser Hufschlag. Verstehst du mich jetzt? Hufschlag…«

»Nein, Kirk, doch, ja, ich verstehe dich.« Ignatius war für einen Moment durcheinander, denn ihm schossen plötzlich schlimme Vermutungen durch den Kopf.

Er und seine Freunde hatten es eigentlich nie direkt ausgesprochen, aber sie hatten die vier Horror-Reiter erwähnt. Vier schwarze Todesboten, die auf ebenfalls pechschwarzen Pferden saßen.

»Und du hast dich nicht getäuscht?« fragte der Mönch noch einmal nach.

»Ich kann es nicht mit hundertprozentiger Sicherheit ausschließen, aber ich glaube nicht, dass ich mich getäuscht habe.«

Father Ignatius wollte es wissen. Bis zum rechten Fenster war es ebenso weit wie bis zum linken. Er entschied sich für das rechte und stellte sich sehr dicht vor die Scheibe.

Viel konnte er nicht erkennen. Die Dämmerung hatte sich mittlerweile zu sehr verdichtet. Sie umgab die in der Nähe stehenden Bäume wie eine düstere Kuppel, unter der die Konturen des Geästes allmählich zerflossen und schwammig wurden.

Lichter sah er nicht, es herrschte ein geheimnisvolles Zwielicht, als würden genau dort die finsteren Kräfte einer anderen Welt auf die Menschen lauern.

Nicht nur Greta Morgan war sich in ihrem Haus vorgekommen wie auf einer Insel, auch dem Mönch erging es nicht anders, und er spürte auf dem Rücken ein Prickeln.

Die Frage des Verletzten war kaum zu verstehen. »Siehst du etwas?«

Ohne sich umzudrehen, schüttelte Ignatius den Kopf. »Nein, nichts. Das Licht ist auch zu schlecht.«

»Aber es war Hufschlag. Leise nur, kurz aufgesetzt, dann verstummte er wieder.«

»Gut, ich schaue mal auf der anderen Seite nach.« Father Ignatius drehte sich um. Er ging mit leisen Schritten zum zweiten Fenster und blieb ebenso dicht vor der Scheibe stehen. Auch auf dieser Seite des Hauses sah er keinen Lichtschimmer. Hinter den Bäumen ragten die dunklen Mauern der Kirche hoch. Sogar den Turm konnte er sehen,

wenn er den Kopf schief legte. Er ragte in den grau gewordenen Himmel hinein, als wollte er ihn an einer gewissen Stelle durchbohren. Schaute er an dem Kirchturm vorbei, konnte er den Ort sehen. Dort war es heller, denn hinter zahlreichen Fenstern brannte Licht.

Der Ort sah aus, als hätte jemand ein Spiel aufgebaut, durch dessen Straßen und Gassen sich die Menschen wie Liliputaner bewegten. Über ihm lag die Dunkelheit, die sich immer mehr verdichtete und mit geheimnisvollen Wesen gefüllt zu sein schien.

»Du kannst das Fenster ruhig öffnen«, flüsterte Kirk vom Bett her.

»Das macht mir nichts.«

»Ich hatte es auch vor.«

Der Riegel klemmte etwas. Ignatius musste ziehen, dann konnte er die frische Luft einatmen.

Kein Hufschlag…

Nur das leichte Rauschen der Blätter, wenn sie vom Abendwind bewegt wurden.

Kirk meldete sich. »Nichts?« hauchte er.

»Nein.«

»Dann habe ich mich wohl doch geirrt. Bitte entschuldige, aber ich hatte einfach den Eindruck, dass in der Nähe jemand vorbei geritten wäre.«

Ignatius gab keine Antwort. Er war froh, dass Kirk nicht mehr weiter sprach, denn er hatte sich während der Worte auf eine bestimmte Stelle konzentriert.

Sie lag links von ihm. Es wäre nicht korrekt gewesen, von einer Lichtung zu sprechen, aber etwas Ähnliches tat sich dort auf, weil da kein Strauchwerk stand und es zwischen den Baumstämmen zudem genügend große Zwischenräume gab.

Genau davor war der Platz von etwas ausgefüllt, das überhaupt nicht dorthin passte.

Ein kompakter, aber dennoch sehr formenreicher Schatten. Unten länger, oben schmaler.

Wie bei einem Reiter, der auf einem Pferd sitzt, dachte Father Ignatius. Da hörte er auch doch den Hufschlag…

Er stand da, als wäre er festgefroren, hörte die Stimme des Verletzten, ohne darauf achten zu können, was der Pfarrer sagte. Für ihn war die Gestalt wichtiger.

Es gab für ihn jetzt keinen Zweifel. Vor ihm auf der schmalen Lichtung bewegte sich ein Reiter, der sehr dunkel aussah und zudem auf einem ebenfalls dunklen Pferd saß.

Ein schwarzes Pferd, ein schwarzer Reiter, für Ignatius gab es nur eine Erklärung.

Es war einer der Horror-Reiter!

Noch konnte er nicht erkennen, wer sich aus der Vierergruppe da vor ihm befand, für ihn allein zählte, dass einer der Horror-Reiter die Hölle verlassen hatte und nach Farthham gekommen war.

Und er wusste auch, dass ein Reiter sich nie allein auf den Weg machte. Entweder alle vier oder keiner.

So musste er einfach davon ausgehen, dass auch die übrigen drei Horror-Reiter den Weg nach Farthham gefunden hatten.

Die Gestalt ritt sehr langsam näher.

Auf dem Grasboden erklang der Hufschlag nur mehr als dumpfes Klopfen. Er hätte eigentlich bei geschlossenem Fenster nicht gehört werden können. Wahrscheinlich war das Pferd gegen einen Stein gestoßen oder über eine harte Fläche geritten. Das spielte jetzt keine Rolle.

Ignatius konnte den Reiter besser erkennen. Er wusste, dass er eine schwarze Rüstung trug und die Brust durch einen Panzer geschützt war. Auf dem Kopf saß auch ein Helm, der nicht ganz geschlossen war. Durch die Lücke schimmerte es gelblichweiß.

Es war die Knochenfratze des Horror-Reiters. Und auf dem Brustpanzer entdeckte Ignatius nun das Signet, das aus einem hellen Buchstaben bestand.

In diesem Fall war es ein A.

Dann war es entweder Astaroth oder Amducias. Egal, um wen es sich handelte, wie waren alle vier höllisch gefährlich und praktisch die Leibwächter der mächtigen Dämonen, deren Zeichen sie auf den Panzern trugen, auch wenn alle zusammen von dem absolut Bösen, der Hölle, und damit auch Luzifer regiert wurden.

Natürlich war der Reiter bewaffnet. Alle vier verließen sich auf gefährliche Schwerter und auch auf ihre Lanzen. Eine solche umklammerte der Reiter mit seiner rechten Hand, deren Finger von einem schwarzen Handschuh verborgen wurden.

Die Entfernung zwischen Haus und Reiter war nicht sehr groß. Sogar lächerlich gering für einen gezielten Lanzenwurf, und Father Ignatius dachte auch daran, als er sich wieder zurückzog und das Fenster schloss. Verdächtig bewegt hatte sich der Reiter nicht, nur sein pechschwarzes Pferd ging immer weiter.

»Habe ich mich geirrt?« Pfarrer Kirk sprach ihn mit zitternder Stimme an.

»Nein, das hast du nicht.«.

»War es ein Pferd…?«

»Sogar mit Reiter, Bruder!« Ignatius hatte dem Verletzten noch immer den Rücken zugedreht. Er wollte sehen, was die Horror-Gestalt noch vorhatte.

»Und was bedeutet das?«

Der Mönch hob die Schultern. »Im Detail kann ich es dir auch nicht

sagen. Ich schätze allerdings, dass ich meine Pläne leider ändern muss. Du wirst mich noch als Besucher bei dir behalten, denn ich glaube kaum, dass man mich aus deinem Haus lassen wird.«

Wie zur Bestätigung der Worte hatte der Horror-Reiter das Fenster erreicht und beugte sich auf dem Pferderücken hockend nach vorn.

Er brachte sein Visier dicht an die Scheibe heran, hatte es hochgeklappt, so dass zwischen dem Metall die Lücke von einer gelblichgrinsenden Knochenfratze ausgefüllt war.

Auch Father Ignatius war ein Mensch mit Nerven. Er spürte die Furcht wie eine brennende Säure in sich hochsteigen…

***

Also doch – es gab ihn!

Beth hatte nicht gelogen, und Greta Morgan stand bewegungslos auf dem Fleck, den Blick auf den Handschuh gerichtet, den die Person über die Rechte gestreift hatte.

Ein Handschuh des Todes, ein Stück Grauen aus der alten Vergangenheit, das wieder zum Leben erweckt worden war. Der Unbekannte hatte den Arm so weit vorgestreckt, dass das trübe Licht der Deckenleuchte auf ihn fallen konnte, er selbst aber im Dunklen blieb und nur als Schattengestalt zu erkennen war.

Er war nicht einmal groß, aber breit in den Schultern, und von ihm ging etwas aus, das die alte Frau als Hauch des Bösen auf ihrer Haut spürte. Er war der Bote aus der Finsternis, eine Gestalt aus dem Reich des Teufels und der Hölle.

Sie holte schnappend Luft und wunderte sich selbst darüber, dass sie es schaffte. Also war sie dort nicht eingefroren, aber sie traute sich nicht, sich zu bewegen.

Er war da, er war gekommen, um zu töten. Er wollte sich Beth holen, und er würde jeden Widerstand brechen.

In Sekundenschnelle dachte sie an ihr Leben, das nun schon mehr als acht Jahrzehnte andauerte. Die meisten Menschen starben früher, sie hatte eben die Gnade des hohen Alters erreicht und brauchte vor dem Tod eigentlich keine Angst mehr zu haben.

Wie oft hatte, sich Greta Morgan damit beschäftigt, wenn sie allein in ihrem Schlafzimmer lag und neben sich die Leere des anderen Ehebettes spürte, in dem früher ihr Mann gelegen hatte. Sie wusste, dass sie ihn wieder sehen würde, denn sie gehörte zu den gläubigen Menschen, und der Tod war ihrer Meinung nach auch nichts Schlimmes, er war nur die Überbrückung zu einer anderen Existenz, in der man in einen Rausch des Glücks hineingeriet, aber jetzt, wo sie so direkt mit einem Abkömmling des Todes konfrontiert wurde, da wollte sie plötzlich nicht mehr sterben. Da bäumte sich der Wille in ihr auf, der zu einer Flamme wurde und ihr die nötige Kraft gab, um

widerstehen zu können. Hinter einer Tür befand sich ihre Enkelin. Sie würde alles für sie tun, um sie vor einem schrecklichen Ende zu bewahren, weil sie einfach davon ausging, dass dieses Wesen gekommen war, um zu vernichten.

Greta wunderte sich, dass sie es schaffte, sogar eine Frage zu stellen. »Wer bist du…?«

Der andere schwieg, bewegte aber seinen linken Arm, und wieder schabte der Stuhl über den Boden.

»Was willst du?«

Cigam lächelte. Er schwieg, aber er bewegte sich an dem Stuhl vorbei, die rechte Hand ausgestreckt, so dass Greta auf den großen Handschuh schauen musste, hinter dem das flache Gesicht des unheimlichen Eindringlings verschwand.

Er selbst bewegte sich leise, aber die Holzdielen unter seinen Füßen knarrten, weil er den geräuschdämpfenden Teppichstreifen verlassen hatte.

Wenn er weiterging, würde er die Tür zu Beths Zimmer bald erreicht haben.

Das wollte Greta nicht.

Sie bewegte sich schneller als das Monstrum. Mit nur drei schnellen Schritten hatte sie die Tür erreicht, baute sich davor auf und breitete die Arme aus.

Cigam lächelte.

Zum ersten mal konnte Greta dabei einen Blick in das Gesicht werfen, und sie erschrak.

War das überhaupt ein Gesicht? Diese graue, flache Masse, in der die Proportionen nicht stimmten, wo Augen, Mund und Nase schief saßen, als wäre er künstlich zusammengebaut worden. So grau wie das Gesicht war auch die Kleidung, mit der er sich nahezu unsichtbar durch die Dämmerung oder die Finsternis der Nacht bewegen konnte.

Für Greta war er der Tod in einer anderen Gestalt, als in der des Sensenmanns, wie er sonst immer abgebildet wurde. Er streckte ihr die Hand entgegen, um sie in sein kaltes Reich zu zerren.

Er blieb stehen.

Sie schaute in seine Augen. Sie waren klein und gefüllt. Und sie wirkten wie mattes Metall. Das waren keine Pupillen, das war auch kein Blick, das war einzig und allein die nackte Grausamkeit, die ihr daraus entgegenstrahlte.

Dieses Wesen – als Mensch wollte sie ihn nicht ansehen – war zu stark. Sie würde dagegen nicht ankommen können. Das war nichts Menschliches mehr, das war…

Er schob sich näher. Dabei bewegte sich sein Mund. Es waren nicht mehr als zwei Schlitze, die aufeinander lagen und deshalb wie ein Messerrücken wirkten.

Greta überlegte, was sie tun sollte. Es fiel ihr nichts ein, außer einer Möglichkeit.

Zeit gewinnen!

Sekunden und Minuten herausschinden. Eine andere Chance gab es für sie nicht.

»Was willst du von meiner Enkelin, du Teufel? Sag es mir, wenn du sprechen kannst.«

Er bewegte die Finger seiner rechten Hand. Über sie hatte er den Handschuh gestreift, und deshalb sahen die Finger aus wie dicke Schlangenkörper von unterschiedlicher Größe. Sie hielten aber auch den Vergleich mit Würmern stand. Egal was es war, Greta wusste, dass das Leben ihrer Enkelin am seidenen Faden hing.

»Töten…«

Er hatte das erste Wort gesagt, und Greta Morgan konnte sich nicht vorstellen, dass es eine Stimme gewesen war, die sie erreicht hatte. Es hatte sich eher angehört wie ein böses Zischen, als stecke in der Kehle des Wesens eine Membrane.

Sie spürte den Schauer der Kälte, der alles in ihr erfasste, vom Kopf bis zu den Zehen, als wäre er bereits der Vorbote ihres eigenen Todes.

»Oder bringst du ihr die Pest?«

»Das ist gleich!«

»Warum denn? Was hat sie dir getan?«

»Ich bin hier, um die Nachfolge zu übernehmen. Ich bin Cigam, der Teufel selbst hat mir den Weg gewiesen, den ich nicht verlassen werde. Er wusste, dass der Pesthandschuh existierte. Ich habe den Schädel und ihn gefunden. Beides verleiht mir die Macht. Ich werde dich auch mit dem Handschuh berühren, alte Frau. Ich werde ihn dir auf das Gesicht legen, und du wirst spüren, wie weich er ist. Du wirst das Gefühl haben, von einem Schwamm berührt zu werden, es ist weich, es ist sogar angenehm, habe ich mir sagen lassen, und…«

»Nein!«

Sie hätte am liebsten geschrieen, aber sie wollte Beth nicht beunruhigen, aber das junge Mädchen musste bereits mitbekommen haben, dass im Flur nicht alles mit rechten Dingen zuging, denn hinter Greta bewegte sich die Türklinke.

»Nicht!« rief sie. »Bleib im Zimmer, Beth. Er ist da! Oder flieh aus dem Fenster!« Im letzten Augenblick war ihr die andere Alternative eingefallen. Zu mehr kam sie auch nicht, denn Cigam wollte es wissen und drückte seinen rechten Arm blitzschnell vor. Er hatte dabei auf das Gesicht der alten Frau gezielt, hätte auch getroffen, aber Greta war tief in ihrem Innern darauf vorbereitet gewesen und handelte aus einem Reflex heraus.

Sie warf sich zur Seite.

Es war genau der richtige Zeitpunkt, den sie erwischt hatte. Dabei

hörte sie die behandschuhte Rechte gegen das starke Türholz schlagen. Der Aufprall wurde von einem dumpf klingenden Geräusch begleitet.

Aus dem Mund des magischen Kunstgeschöpfes strömte ein wilder Fluch. Cigam wirbelte sofort herum, wollte nachstoßen, aber Greta Morgan war bereits ausgewichen und auf die Treppe zugelaufen. Sie beging dabei nur den Fehler, rückwärts zu laufen und hatte sich mit der Entfernung verschätzt.

Die oberste Stufe übersah sie, kippte weg und schrie auf.

Und sie fiel…

Ihr Rücken, ihr Kopf, alles wurde in Mitleidenschaft gezogen. Jeder Aufprall schickte einen glühenden Schmerzpfeil durch ihren Körper, und sie hatte das Gefühl, ihre eigenen Knochen brechen zu hören.

Vielleicht hätte sie schreien sollen, aber sie fiel stumm die enge Treppe hinab, und das Poltern wurde weder von ihren Kindern noch von den Gästen im Pub gehört.

Vor der Treppe blieb sie liegen.

Cigam aber war bereit, die Zimmertür aufzubrechen und sich seine Beute zu holen…

***

»John, ich habe Angst!« sagte Carter Eastland mit schwerer Stimme, und es hörte sich nicht so an, als würde er uns etwas vorlügen.

Ich machte in Optimismus, denn das Geständnis entlockte mir ein leises Lachen. »Wovor haben Sie Angst, Carter? Sie sind doch geheilt. Die, Pest ist vorbei.«

»Das stimmt schon. Trotzdem…«, er schüttelte den Kopf. »Ich fürchte mich vor der Zukunft und vor der nächsten Nacht. Vor der Finsternis, eigentlich vor allem.« Wir hatten ihn in die Mitte genommen, jetzt blieb er stehen. »Ich weiß einfach, dass etwas passieren wird.« Er nickte sich selbst zu. »Ja, ich weiß es.«

Suko und ich sagten kein einziges Wort. Mein Freund hob die Schultern, ich dachte ähnlich wie Carter, hatte meine Gedanken aber nicht aussprechen wollen, um unseren Begleiter nicht noch stärker zu deprimieren.

Wir waren zu Fuß in den Ort hineingegangen. Tiefblau war der Himmel über den Bergen.

Wolken schien es nicht mehr zu geben. Das Firmament war blank gefegt und funkelte im Licht der Sterne wie eine Riesendecke, an der zahlreiche, kleine Lampen eingeschaltet worden waren.

Vor uns lag Farthham.

Nur wenige Lichter erhellten den Ort. Die meisten der kleinen Straßen und Gassen lagen im Dunkeln. Die Laternen, die es dort gab, konnten wir an einer Hand abzählen.

Ein einsamer Wagen kurvte durch eine Straße, hielt dann an. Die Scheinwerfer verloschen, und es sah aus, als hätte jemand einen Sack über das Auto gestreift.

Wir hatten erst überlegt, auf Father Ignatius zu warten, dann hatte es uns doch zu lange gedauert, und wir waren gegangen. Keiner von uns ahnte, wie nahe uns dabei einer der vier Horror-Reiter gewesen war. Aber wir waren auch nur Menschen und konnten nicht überall hinschauen.

Unser Ziel lag in der Mitte des Ortes. Ein schmaler Feldweg führte auf die ersten Häuser zu, zumeist Scheunen, in denen die Bauern ihr Heu aufbewahrten.

An den Hängen hatten sich auch die Schafherden zur Ruhe gelegt.

Hoch über uns grüßte ein Flugzeug mit seinen Positionsleuchten.

Natürlich waren wir auf der Hut. Suko und ich zeigten es nicht so stark wie Carter Eastland, der seinen Kopf nie ruhig halten konnte und sich immer umschaute, denn vor dem Unbekannten mit dem Handschuh hatte er eine panische Angst.

Der Handschuh und der Schädel. Für mich gehörten beide Teile zusammen. Nur wusste ich nicht, wer die Nachfolge dieses Knappen angetreten hatte.

Alchimisten gab es in der heutigen Zeit nicht mehr, wohl aber Magier oder Personen, die sich auf die Seite des Teufels gestellt hatten, und ihnen kam so etwas wie ein magischer Handschuh sehr gelegen.

Es hatte sich abgekühlt, der in das Tal hineinwehende Wind tat uns gut. Es roch nach gemähtem Gras, ein Geruch den ich liebte, der mich immer an Urlaub und Nichtstun erinnerte, aber das konnte ich in diesem Fall vergessen, wobei überhaupt der Begriff Urlaub für mich ein Fremdwort war.

Farthham empfing uns sehr still.

Keine Stimmen, kein Geschrei, nicht einmal das Bellen von Hunden oder das Schreien der Katzen. Uns schien es, als hätten sich Mensch und Tier verkrochen.

Die Stadt war tot, die Stadt wartete…

Hatte das Grauen schon Einzug gehalten, oder lauerte es außerhalb und wartete nur darauf, zuschlagen zu können. Mir waren die Horror-Reiter zudem nicht aus dem Kopf gegangen. Wenn ich ehrlich war, musste ich eingestehen, dass diese Atmosphäre ihnen sehr entgegenkam. So etwas liebten sie.

Die Einsamkeit, die Schatten und das Gefühl, in die Angst hineinreiten zu können.

»Ich werde noch in dieser Nacht meine Sachen packen!« versprach Carter Eastland..

»Und Beth?«

»Die nehme ich mit.« Er gab eine entrüstet klingende Antwort.

»Was denken Sie denn?«

»Sorry,« sagte ich. »Die Frage rutschte mir nur so heraus. Ich wünsche Ihnen jedenfalls viel Glück.«

»Ich mir auch«, sagte er lächelnd. »Ich werde mit ihr nach London gehen. Da haben wir alle Chancen. Trotz meiner siebenundzwanzig Jahre bin ich eigentlich im Geschäft als Schnüffler.«

»Und was erschnüffeln Sie?« fragte Suko.

Er winkte ab. »Keine großen Fälle. Meistens Ehesachen. Wenn man nicht viele Ansprüche stellt, ernährt das schon seinen Mann. Ich lebe auch von Empfehlungen meiner Kunden. Es hat sich eben herumgesprochen, dass man mir trauen kann.«

Wir ließen ihn erzählen. Nur so konnte sein Ego wieder gestärkt werden. Hin und wieder tastete er über sein Gesicht, suchte nach den Wunden, fand sie auch und stellte bei jedem Versuch fest, dass sie nicht mehr nässten, sondern eingetrocknet waren.

Wir gönnten es ihm, und wir gönnten ihm auch die Fahrt nach London, aber Suko machte ihn trotzdem darauf aufmerksam, dass es gefährlich war, den Ort während der Nacht zu verlassen. Weil in der Nähe möglicherweise Feinde lauerten.

»Was denn?«.

»Ich denke an die Reiter.«

Er hob die Schultern. »Bisher sind sie für mich nur ein Phantom. Hoffentlich bleiben sie das auch.«

»Für uns nicht«, sagte Suko. »Wir haben oft genug mit ihnen zu tun gehabt, auch wenn es in der letzten Zeit ruhig um sie geworden ist. Dann aber schlagen sie umso härter zu.«

Wir näherten uns dem Ziel.

Vor dem Pub brannte Licht. Zwei alte Kutscherlaternen ließen ihren Schein über das Schild mit der Aufschrift »Highlander« fließen und rissen auch das obere Drittel der Eingangstür aus der Dunkelheit.

In unmittelbarer Nähe war alles ruhig. Niemand zeigte sich, nur die Dunkelheit lastete schwer über dem Ort. Weiter entfernt sahen die Berge aus wie ein stolzes, düsteres Gemälde, das für die Ewigkeit geschaffen worden war.

Carter traute sich auch wieder unter Menschen. Er hatte es eilig, auf die Tür zuzustreben. Wir betraten Sekunden nach ihm den Gastraum und gerieten in eine Szene, die wie erstarrt wirkte, denn außer Carter bewegte sich niemand.

Er ging langsam bis auf die Theke zu, hinter der die Morgans standen und ihn misstrauisch entgegenschauten.

Okay, er war noch immer gezeichnet, aber da musste er durch, und das wusste er.

Ich hatte mit schnellem Blick erfasst, dass sich nur fünf Gäste hier aufhielten. Sie hatten ihre Plätze an den Tischen eingenommen, die

Theke war leer.

Craig Morgen kannte ich bereits. Seine Frau sah ich zum ersten mal. Ich wusste nur, dass sie Lizzy hieß. Sie hatte schwarze Haare mit grauen Strähnen. Der helle Pullover war beinahe so lang wie ein Kittel. Dazu trug sie eine dunkle Hose. An ihrem rechten Arm klimperten zahlreiche Reifen aus buntbemaltem Holz. Ihr Gesicht war irgendwie nichts sagend. Diese Frau konnte mir auf der Straße dreimal kurz hintereinander begegnen, ohne dass sie mir großartig aufgefallen wäre.

Beide Morgans schienen Carter Eastland nicht sonderlich zu mögen, das war ihren Gesichtern anzusehen. Er aber gab sich locker.

Himmel, was musste ihn das für eine Überwindung kosten!

»Okay, Leute, hier bin ich wieder.«

Craig Morgan sprach: »Na und?« sagte er. »Es interessiert uns eigentlich nicht.«

»Wieso?«

Morgan schaute direkt in sein Gesicht, dann holte er tief Luft. »Ich weiß überhaupt nicht, weshalb ich Sie hier dulde und Sie als Pestkranken nicht hinauswerfe?«

Das war ein hartes Stück. Carter hatte schwer daran zu knacken.

»Verdammt«, sagte er, wobei er die Hände zu Fäusten ballte und sie wieder öffnete. »Ich mag zwar nicht so aussehen, aber ich bin nicht mehr infiziert, sondern geheilt.«

Jetzt meldete sich Lizzy Morgan. »Verdammt, das sehen wir. Ja, das sehen wir sehr deutlich. Schämen Sie sich nicht, uns diese Lügen aufzutischen? Soll ich Ihnen einen Spiegel holen?«

»Das brauchen Sie nicht, Mrs. Morgan. Wie Sie sehen, bin ich nicht allein gekommen. Sie können meine beiden Freunde danach fragen, ob ich gelogen habe.«

Die Frau reckte ihr Kinn vor, als wollte sie es über die Theke hinwegstoßen. »Ihre Freunde gehen uns nichts an. Sie interessieren uns auch nicht. Wir möchten Sie deshalb in aller Form bitten, die Gaststätte zu verlassen. Wir werden Ihnen sogar Ihren Koffer aus dem Zimmer holen, damit Sie verschwinden können. Aber ich sage Ihnen eines: ohne unsere Tochter, die ist für Sie gestorben. Gehen Sie wieder zurück nach London, verdammt! Sie haben genug Unheil nach Farthham gebracht. Und so wie ich denken viele Menschen.«

Carter war unter den hart gesprochenen Worten der Frau bleich geworden und zusammengezuckt. Ich glaubte Lizzy Morgan sogar, dass die meisten Menschen hier so dachten, aber ich konnte Carter Eastland nicht im Regen stehen lassen.

Nach drei Schritten stand ich neben ihm, schaute die Frau an und sagte: »Sie machen einen Fehler, Mrs. Morgan, einen verdammten Fehler. Suchen Sie die Schuld nicht bei ihm…«

»Das gleiche gilt auch für Sie!« sagte ihr Mann und meinte mich damit. »Wir wollen Sie hier auch nicht sehen. Nehmen Sie den Chinesen und packen Sie!«

Da Suko sich angesprochen fühlte, gab er auch eine Antwort. »Ach so ist das. Sie wollen zwei Scotland-Yard-Beamte aus Ihrem Lokal werfen. Finde ich ungewöhnlich…«

Craig Morgan bekam einen roten Kopf und fing an zu stottern.

»Wie… Wieso Scotland Yard?«

Ich knallte meinen Ausweis auf die Theke. Die Wirtsleute zuckten zurück, als hätten sie Angst davor. Sie versuchten es mit einem Lächeln, aber es wurde nur eine Grimasse.

»Nun?«

»Wenn das so ist.«

»Genauso ist es«, sagte ich. »Und was Ihnen Mr. Eastland erzählt hat, entspricht der Wahrheit. Seine Geschwüre sind so gut wie geheilt. Sie brauchen in ihm nicht mehr den Pestkranken zu sehen. Wenn doch, kommt das einer Unterstellung oder Beleidigung gleich. Haben wir uns verstanden?«

Sie nickten synchron.

»So«, sprach ich weiter. »da nun alle Unstimmigkeiten aus dem Weg geräumt sind, hätte ich gern von ihnen gewusst, wo wir Greta Morgan und Beth finden können.«

»Also hier waren sie nicht«, sagte Lizzy.

»Wo?«

Der Wirt drehte sich um und blickte zur Decke. »Meine Mutter wollte bei Beth bleiben, glaube ich. Mr. Eastland weiß ja, wo sich ihr Zimmer befindet.«

»Danke sehr, warum nicht gleich, so?«

Sie schauten zu Boden und schwiegen. Carter Eastland aber atmete auf. Ein Siegerlächeln huschte über sein Gesicht, als er mir zuflüsterte: »Danke, Mr. Sinclair.«

»Das geht schon in Ordnung.«

»Kommen Sie, ich zeige Ihnen den Weg.« Carter war wieder ein anderer Mensch geworden. Er steckte voller Energie. Die Wirtsleute bedachte er mit keinem Blick. Sie fühlten sich sowieso unwohl in ihrer Haut. Im eigenen Lokal wirkten sie wie Fremde.

Wir gingen an der Theke vorbei auf eine Tür zu. Sie war der Durchgang zu einem Flur, der gleichzeitig den Anbau mit dem Originalgebäude verband. Sie quietschte in den Angeln, als ich sie hinter mir zufallen ließ.

Carter Eastland war stehen geblieben, hatte über etwas nachgedacht und drehte sich zu mir um. »Es ist so, Mr. Sinclair, wir…«

Da hörten wir den Schrei!

Nicht laut, aber deutlich zu vernehmen. Und wir wussten auch, dass

er über uns aufgeklungen war. Unter anderem befand sich dort das Zimmer der Beth Morgan.

»Mein Gott; das war sie!« In Carters Augen flackerte Panik.

Ich stieß ihn an. Er stolperte auf eine schmale Treppe zu, die nur unzureichend beleuchtet wurde. Deshalb sahen wir die leblose Gestalt auch erst im letzten Augenblick und wären beinahe noch über sie gestolpert.

»Das ist Greta!« keuchte Carter. »Sie sieht aus, als wäre sie tot!«

Besonders lähmte der letzte Satz unsere Bewegungen. Eine eiskalte Hand griff nach meinem Magen. Ich wollte die Lampe hervorholen, aber Suko war mir bereits zuvorgekommen.

Er leuchtete die Frau an.

Wir sahen das Blut am Kopf, auch auf den letzten Stufenkanten, aber nicht den glasigen Blick einer Toten. Sie atmete noch, sie lebte, uns fiel ein Stein vom Herzen.

»Und jetzt?« schrie Carter.

»Bleiben Sie hier!«

»Aber…«

Gemeinsam stürmten wir die Treppe hoch. Suko hatte die Spitze übernommen, der Lampenstrahl hüpfte wie ein Ball von Stufe zu Stufe und hinterließ dort zuckende Flecken.

Wir sahen sofort, welche Tür zum Zimmer der Beth Morgan gehörte. Sie stand nämlich offen.

Mit schussbereiten Waffen jagten wir in den Raum, spürten schon beim Sprung über die Schwelle den Durchzug, der wie ein Atemzug über unsere Gesichter streifte.

Der Grund war einfach.

Nicht nur die Tür stand offen, auch das Fenster.

Und wir wussten, welchen Weg der Entführer mit seiner Beute genommen hatte…

***

Beth zitterte vor Furcht!

Obwohl sie ihn nicht gesehen hatte, wusste sie genau, dass der Mann mit Handschuh da war. Sie hatte durch die Tür fliehen wollen und bemerkt, dass es nicht möglich war.

Ihre Großmutter wusste Bescheid. Und sie setzte sich mit dem Unbekannten auseinander.

Grauenhaft…

Dann hörte sie die dumpfen Laute, die sich intervallartig wiederholten, als ein Körper die Treppe herunterpolterte. Anstatt die Tür abzuschließen, um dem Eindringling wenigstens ein Hindernis entgegenzusetzen, stand sie auf dem Fleck und sorgte sich um Greta Morgan.

Was hatte die Großmutter noch gesagt? Durch das Fenster fliehen.

Es war die einzige Chance.

Beth drehte sich um. Sie lief hin, packte den Griff und kantete ihn herum.

Da wusste sie, dass jemand hinter ihr war. Sie hatte ihn nicht gesehen, sie spürte nur, dass er einfach da war, und sie hörte sein zischendes Atmen wie ein böses Geräusch.

Dennoch zerrte sie das Fenster auf.

Die Hand legte sich wie ein schweres Stück Eisen auf ihre Schulter.

Sie schrie auf. Es war genau der Moment, wo ihre Nerven nicht mehr mitspielten. Ein Zittern rann durch ihre Gestalt. Der Schrei musste einfach sein, es war wie eine Erlösung gewesen, der die kalte Angst folgte und ihre Bewegungen vereiste.

Der Unheimliche war da.

Er schob sie vor.

Und dann packte er zu. Er sagte etwas, das sie nicht verstand. Sie fühlte seinen harten Griff, dann wurde sie herumgerissen und lag schließlich auf seiner Schulter. Mit einer Hand hielt er sie fest, die andere brauchte er, um sich abzustützen, weil er den Weg durch das offene Fenster nahm.

Cigam schaffte es. Er ließ sich fallen. Beide kippten dem dunklen Boden entgegen, prallten auf und folgten den Gesetzen der Physik, die sie nach vorn trieben. Er verlor das Mädchen, das durch das weiche Gras rollte und sich nichts getan hatte.

Beth bekam ihre Chance nicht mit. Die Welt war für sie eine andere geworden, ein dunkler Kreisel, in dem sie sich bewegte, aus dem sie nicht mehr herauskam.

Wieder wurde sie von kräftigen Händen in die Höhe gerissen.

Dass sie weinte, fiel ihr nicht einmal auf. Der andere zerrte sie über den Rasen, und ihre Füße zeichneten die Spuren in das Gras.

Kein Licht, nur Dunkelheit. Düster wie in einem Tunnel, besser konnte es für Cigam nicht kommen.

Er verschwand in der Nacht, als wäre er von einem gewaltigen Maul geschluckt worden…

***

Carter Eastland saß auf einem Stuhl und weinte. Wir hatten mit der Nachricht nicht hinter dem Berg halten können. Er wusste jetzt Bescheid, dass seine Beth entführt worden war.

Wir kannten den Entführer nicht, aber Greta Morgan wusste, wer es gewesen war. Sie hatte ihn gesehen, sie hätte uns eine Beschreibung liefern können, aber sie war nicht in der Lage dazu, denn sie lag in der Mitte des Gastraums auf einer rasch herbeigeschafften Liege und war in tiefer Bewusstlosigkeit gefangen.

Einen Arzt gab es in Farthham nicht, dazu war der Ort zu klein, aber ein Tierarzt hatte sich hier niedergelassen. Nach ihm war geschickt worden, denn er kümmerte sich auch um verletzte Menschen, wie man uns berichtet hatte.

Die Gäste hatten rasch gezahlt und waren dann eilig verschwunden. Zurück blieben Suko, Eastland, die Morgans und ich. Nicht zu vergessen die bewusstlose Greta.

Auch Lizzy Morgan weinte. Sie hatte natürlich erfahren müssen, was mit ihrer Tochter geschehen war, und sie konnte alles nicht begreifen. Sie war knallhart von den Vorgängen überrollt worden, ebenso wie ihr Mann, der keinen Kommentar abgab, hinter seiner Theke auf einem Hocker saß und ins Leere starrte.

Wir kamen uns vor wie die großen Verlierer, das wussten wir, aber es war Carter, der es aussprach. »Es hatte alles keinen Sinn«, flüsterte er, »es war alles umsonst. Es ist eine gigantische Falle, in die wir hineingelaufen sind. Glaubt mir, die andere Seite war besser vorbereitet als wir.«

»Und wer ist die andere Seite?« fragte Suko.

»Ampitius,«

»Verdammt, der ist tot«, sagte ich.

»Dann sein Nachfolger.«

»Richtig. Können Sie uns sagen, wie er heißt?«

»Nein, verdammt. Aber ich glaube nicht, dass er hier aus Farthham stammt. Das traute sich keiner.«

Da hatte er uns ein Stichwort gegeben. Suko und ich drehten uns um und schauten, über die Theke hinweg auf die Morgans, die sich nicht rührten.

»Sie haben gehört, was Mr. Eastland sagte?« erkundigte sich der Inspektor.

»Ja.«

»Gut, Mr. Morgan. Wenn ein Fremder nach Farthham kommt, wird er doch wahrscheinlich auch ein Bier trinken wollen und dann in ihre Gaststätte kommen.«

»So ähnlich.«

»War jemand in den letzten Tagen hier, den Sie nicht kannten? Ausgenommen Mr. Eastland?«

Craig Morgan schaute seine Frau Lizzy an, die sah ihm ins Gesicht. Beide schüttelten sie den Kopf. Ihnen war also niemand aufgefallen, der sich hier im Ort breit gemacht hatte.

»Wissen Sie das genau?«

»Ja, Sie können doch die anderen fragen. Ich weiß es, verdammt. So etwas spricht sich herum, auch wenn jemand nicht bei mir wohnt. Das ist alles so geregelt. Wie ein Lauffeuer. Und wenn jemand hier erscheint, sind es nur Wanderer, Touristen mit dem Rucksack, wie es

bei Mr. Eastland der Fall gewesen ist.« Er hob die Schultern und senkte sie wieder. »Ich begreife das alles nicht. Was hat meine Tochter Beth damit zu tun? Weshalb sind Bewohner auf so schreckliche Art und Weise verändert worden? Warum haben sie die Pest bekommen? Wer tut denn so etwas?«

»Denjenigen suchen wir.«

Lizzy sagte mit leiser Stimme. »Dieser Ampitius ist tot. Ich kenne die alten Legenden auch. Was hier abläuft, hat sich früher auch so abgespielt. Das wurde sogar aufgeschrieben, das erzählt man sich heute noch immer, wenn Sie verstehen. Aber, es sind Sagen, damit hat man uns früher erschreckt und unsere Eltern auch…«

»Sagen können manchmal viel Wahrheit beinhalten«, sagte ich.

Ein hartes Schaben störte uns. Carter Eastland war aufgestanden und hatte dabei seinen Stuhl verrückt. »Ich werde gehen und Beth suchen!« erklärte er. »Ich kann einfach nicht hier sitzen bleiben und darauf warten, dass es dem Entführer einfällt, sie tot oder lebendig wieder hierher zurückzubringen. Deshalb muss ich sie einfach suchen. Ich hoffe, Sie haben dafür Verständnis.«

»Haben wir nicht«, sagte Suko.

»Warum nicht?«

»Weil es keinen Sinn hat. Es ist zu dunkel. Der Unbekannte hat einen zu großen Vorsprung. Außerdem gibt es hier im Ort zahlreiche Verstecke, obwohl Farthham ziemlich klein ist.«

Ich unterstützte meinen Freund. »Hinzu kommt noch die Einsamkeit der Umgebung. Sie wissen selbst, dass es schon nach wenigen Schritten außerhalb des Dorfes…«

»Ja, das weiß ich!« schrie er. »Ich habe es selbst erlebt. Ich bin überfallen worden. Man hat mir die magische Pest gebracht. Der verfluchte Handschuh ist in fremde Hände geraten, ich muss einfach etwas tun. Ich kann hier nicht sitzen bleiben. Wenn er sich Beth als Geisel genommen hat, soll er mich gleich mitnehmen. Wir werden das gemeinsam durchstehen, verstehen Sie?« Er regte sich stark auf. Das Blut war ihm in den Kopf geschossen und hatte sein Gesicht gefärbt. Er wollte auch noch etwas sagen, da aber wurde die Tür der Gaststätte aufgedrückt, und ein älterer Mann mit einer großen Tasche betrat den Raum.

Das musste der Arzt sein. Einen solchen Doktor hatte ich auch noch nicht gesehen. Er war überdurchschnittlich dünn, trug eine dicke Brille. Das Gesicht war hager, und die Kleidung umflatterte seinen knochigen Körper. Er roch nach Schafen, kam näher, schaute uns an und dann auf die Verletzte.

»Was ist passiert?«

Ich erklärte es ihm.

Danach untersuchte er die Frau. Wir sprachen nicht mehr. Auch

Carter Eastland hielt sich zurück. Nur war er am lautesten, wenn er Luft holte.
Das Gesicht des Docs blieb ernst, als er Greta Morgan untersuchte.
Er schüttelte sogar den Kopf, fürchte die Stirn, kramte in seinem Koffer herum, zog eine Spritze hervor und verarztete sie, wobei er etwas von einer Stabilisierung des Kreislaufes murmelte.
Später halfen wir ihm dabei, der alten Frau einen Verband anzulegen, aber da hatte er noch immer nicht gesprochen, und Greta war auch nicht erwacht.
Auf dem Gesicht des Docs glitzerteder Schweiß. Als er einen Selbstgebrannten Schnaps verlangte, bekam er ihn auch, kippte das scharfe Zeug und sagte: »Den habe ich jetzt gebraucht.«
»Sind Sie fertig, Doc?« wollte Suko wissen.
»Ich kann nichts mehr tun.« Er reichte Craig Morgan das Glas rüber. »Noch einen.«
Das Glas wurde gefüllt. »Und wie lautet ihre Diagnose?«
Der Arzt schaute auf die Frau. Dann trank er den Schnaps in zwei Zügen. »Manchmal erlebe ich ein Wunder«, sagte er. »Eigentlich hätte Greta tot sein müssen. Sie hat eine schwere Gehirnerschütterung und einige starke Prellungen abbekommen. Es sieht mir ganz so aus, als wäre sie eine Treppe hinab gefallen.«
»Das ist sie.«
Der Doc stellte das Glas weg. »Wir alle können nichts tun. Durch die Spritze wird sich ihr Kreislauf stabilisieren, hoffe ich. Aber das ist auch alles.«
»Dann müssen wir sie hier liegenlassen?« fragte Lizzy.
»Auf jeden Fall. Nur nicht transportieren. Erst, wenn ich wieder nach ihr geschaut und meine Zustimmung gegeben habe. Vorher tust du bitte nichts.«
»Ist gut.«
Ich wusste, dass die alte Frau etwas gesehen hatte. Sie war unsere einzige Zeugin. Sie hatte den Mann oder die Person erkannt, die den Handschuh trug. Sie konnte ihn uns beschreiben. Wir mussten deshalb unbedingt mit ihr reden.
Darüber sprach ich mit dem Arzt, der mir zwar zuhörte, ansonsten aber die Schultern hob. »Ich weiß nicht, was Sie meinen. Hier ist unsere Kraft an Grenzen gestoßen. Es ist möglich, dass das gespritzte Mittel gut anschlägt, dann kann es sein, dass sie irgendwann in den nächsten Stunden zu sich kommt. Aber versprechen kann ich das nicht. Wieso eigentlich? Was wollen Sie von ihr?«
»Mit ihr reden.«
»Und worüber?«
»Sie hat etwas gesehen, das sehr wichtig für uns alle ist«, erklärte ich.
Der Doc nickte. »Hängt wohl mit den Pestkranken zusammen. Oder

irre ich mich da?«

»Nein.«

Der Tierarzt schob seine Brille zurück. »Ich habe gemerkt, dass hier einiges nicht mehr stimmt. Es ist vorbei mit der Ruhe, auf die wir so stolz gewesen waren. Andere Mächte haben es übernommen, in Farthham Schicksal zu spielen.«

»Was meinen Sie damit?« fragte ich.

»Vergangenheit, eine schreckliche Vergangenheit. Ich hätte die Krankheit melden müssen, aber ich habe es nicht getan, weil sie keinen normalen Ursprung hat. Sie ist auf eine andere Art und Weise, gekommen. Kein direkter Virus, jemand hat sie gebracht. Irgendein Wesen…«, er verengte die Augen, als er nachdachte. »Jemand, der so schlimm ist, dass wir es nicht begreifen können. Dazu reicht unser Verstand einfach nicht aus. Hier ist etwas geschehen, das man nicht fassen kann.« Er blickte Suko und mich an. »Sie sind fremd hier, Sie kennen den Ort nicht. Ich weiß auch nicht, weshalb Sie gekommen sind, kann mir aber vorstellen, dass es mit diesen Dingen zusammenhängt – oder?«

»Ja«, sagte ich.

»Wie wollen Sie das stoppen?«

»Durch die Zeugenaussage der Greta Morgan. Es ist für uns eine Tatsache, dass sie den Verursacher dieser Pest gesehen hat. Sie ist ihm über den Weg gelaufen, sie…«

»Wann?«

»Vorhin. Bevor sie die Treppe hinab fiel, denn das tat sie auch nicht freiwillig. Sie wurde wahrscheinlich gestoßen, aber so genau wissen wir das nicht.«

Der Tierarzt blickte auf den reglosen Körper. »Eine zweite Spritze kann ich ihr nicht geben«, sagte er. »Das ist einfach zu viel. Hoffen Sie darauf, dass sie irgendwann wieder zu sich kommt. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Danke, Doc.«

Er hatte schon seine Tasche genommen und sah aus, als wollte er uns verlassen, aber da war noch etwas, das ihm auf dem Herzen brannte. »Mir ist da etwas aufgefallen, als ich zu Ihnen kam.«

»Und was?«

»Moment, immer der Reihe nach. Ich kam mit dem Fahrrad und fuhr durch einen fast toten Ort, über dem ein bedrückendes Schweigen lag. Menschen waren außer mir wohl kaum unterwegs, und ich betone dabei das Wort Menschen. Aber ich habe trotzdem etwas gesehen. Nicht nur einmal, sondern gleich dreimal. Beim ersten Anblick hielt ich es für eine Halluzination, dann nicht mehr, und ich wusste Bescheid, dass sich jemand in Farthham aufhielt, der einfach nicht hierher gehörte.«

»Genauer bitte«, forderte Suko.
»Mache ich gern. Er sah zwar aus wie ein Mensch, saß auf einem Pferd und war ganz in Schwarz gekleidet. Er ritt sehr langsam, er bewegte seinen Kopf, als wollte er etwas suchen, und mir lief es kalt den Rücken hinab…«
Der Tierarzt brauchte nicht mehr weiter zu reden. Plötzlich wussten wir Bescheid. Suko nickte mir zu, ich ihm. Beide hatten wir eine Gänsehaut bekommen.
»Die Horror-Reiter«, flüsterte ich.
»Was sagen Sie da?«
»Schon gut, Doc, schon gut.« Ich wischte über meine Stirn. »Wo haben Sie den Reiter gesehen?«
»Es war am. Ortsrand, aber er bewegte sich in den Ort hinein, war dabei ziemlich leise und…«
»Haben Sie nur einen gesehen?« unterbrach Suko ihn.
Der Arzt zwinkerte. »Ja, weshalb fragen Sie? Hätte ich noch mehr Reiter sehen sollen?«
»Es wäre zumindest möglich gewesen, denn uns sind diese Reiter bekannt.«
»Wer sind sie denn?«
Suko winkte ab. »Es wäre müßig, es Ihnen erklären zu wollen. Freunde sind es nicht.«
»Das hatte ich mir beinahe gedacht«, sagte der Arzt und drehte sich um. »Dann werde ich jetzt gehen.«
»Das ist gefährlich, Doc.«
»Soll ich bleiben?«
»Es wäre besser.«
Er lächelte mir zu. »Junger Freund, ich habe noch andere Aufgaben zu erledigen. Auf meiner Liste stehen in dieser Nacht noch zwei Termine, die ich wahrnehmen muss. Da der Mensch vor dem Tier Vorrang haben muss, bin ich zuerst zu euch gekommen, aber meine Pflichten darf ich nicht vernachlässigen.«
Wir wussten, dass wir ihn nicht aufhalten konnten, gaben ihm aber noch einen guten Rat mit auf dem Weg. »Versuchen Sie, den Reitern nicht in die Quere zu kommen.«
»Keine Sorge, da bin ich gewarnt. Und hoffen Sie, dass Greta Morgan aufwacht. Ich komme dann noch einmal wieder.« Er nickte uns zu und ging mit schlurfenden Schritten hinaus.
Wir blieben zurück und wussten zunächst nicht, was wir sagen sollten. Craig Morgan machte den Anfang. Er strich über sein Haar und schüttelte dabei den Kopf. »Was sind das denn für Reiter, von denen er gesprochen hat?«
»Feinde«, sagte Suko.
Carter Eastland wollte es genauer wissen. »Sind es die Reiter der

Apokalypse?« Seine Stimme schrillte. »Sagen Sie, sind es die Reiter, von denen wir gesprochen haben?«
»Ja, es sind die Reiter«, gab ich zu. »Und jetzt werden Sie wohl Ihr Vorhaben aufgeben und nicht allein durch das Dorf streifen, denn gegen sie kommen Sie nicht an. Es sind Wesen, wie sie nur die finsterste Hölle schaffen kann, wobei Sie uns bitte nicht nach einer genauen Erklärung fragen. Sie wäre für Sie selbst in dieser Situation viel zu unwahrscheinlich.«
»Ja, kann sein. Aber was ist mit Beth? Ist sie von den Reitern entführt worden?«
»Das glaube ich nicht«, sagte Suko. »Sie sind bestimmt nur zum Schutz der Person hier, die Beth gekidnappt hat. Es ist leider alles ein großer Plan gewesen, in den wir hinein gebrochen sind.«
»Dann werden Sie hier warten?«
»Nein«, sagte Suko. Er sprach auch in meinem Einverständnis. Ich hatte mir ein Glas Wasser bestellt, stand an der Theke und trank in langen Zügen. »Wir werden uns den Reitern stellen und natürlich auch dem Entführer. Aber zunächst müssen wir wissen, mit wem wir es zu tun haben. Erst dann können wir handeln.«
»Was könnte denn geschehen?«
»Das kann ich Ihnen nicht sage, Carter. Wir kennen die Pläne nicht. Aber wir wissen, dass diese Nacht entscheidend ist. Und noch etwas muss ich Ihnen sagen. Wenn der Unbekannte Beth hätte töten wollen, hätte er sie nicht zu entführen brauchen. Ich kann mir vorstellen, dass er mit ihr noch etwas vorhat. Diese Person hat ihre, eigenen Pläne und sie wahrscheinlich mit den Horror-Reitern abgesprochen. Es hörte sich hart an, aber wir kommen der Wahrheit schon näher. In dieser Nacht wird Farthham zum Mittelpunkt des Schreckens werden.«
Hinter der Theke stand das Telefon auf einem Regal. Es war ein alter, schwarzer Apparat. Ich drehte den Kopf, als er anfing zu klingeln, und wir alle schraken dabei zusammen.
»Soll… soll ich abheben?« fragte der Wirt, der sich in seinem Lokal vorkam wie ein Fremder.
»Bitte.«
Er nahm den Hörer mit spitzen Fingern hoch, meldete sich mit leiser Stimme und erkundigte sich noch einmal nach dem Namen des Anrufers. Dann drehte er sich um: »Es ist für Sie, Mr. Sinclair. Ein gewisser Ignatius.«
»Ah ja, gut.« Gespannt nahm ich den Hörer entgegen und hörte die Stimme des Mönchs. Die klang zwar ruhig, aber mich konnte er nicht täuschen, denn ich vernahm auch das leichte Vibrieren. Dann erklärte er mir mit dürren Worten, was ihm widerfahren war, und ich verlor allmählich meine gesunde Gesichtsfarbe.
Das fiel auch meinem Freund Suko auf. Er kam zu mir, schaute mich

fragend an. Ich achtete nicht auf ihn, sondern redete mit Father Ignatius, der mich schließlich um Rat fragte.

»Bleib bitte im Pfarrhaus. Verlasse es nicht. Ich weiß auch nicht genau, was läuft, aber du bist nicht der einzige, der ihn gesehen hat. Wir hören wieder voneinander. Gib mir nur die Telefonnummer.«

Ich bekam sie und notierte sie in Ermangelung einer Schreibgelegenheit in meinem Gedächtnis.

Danach legte ich auf.

Endlich konnte Suko seine Frage stellen. »Verdammt noch mal, was ist denn passiert?«

»Nicht viel. Nur dass Father Ignatius im Pfarrhaus gefangen ist. Er hat einen besonderen Wächter vor dem Fenster stehen.«

»Einen Reiter?«

»Ja, Suko.«

»Verflucht!« keuchte er. »Jetzt geht es los!« Er sah aus, als würde er im nächsten Augenblick die Einrichtung zertrümmern. Beinahe erstickte er an seiner Wut.

Mir war längst klar geworden, dass wir hier in der Gaststätte am falschen Platz standen. Weder der Entführer noch die Horror-Reiter würden meiner Ansicht nach hier erscheinen. Um etwas zu erreichen, mussten wir ihnen entgegengehen.

Ich warf einen Blick auf die Uhr.

Noch zwei Stunden bis zur Tageswende. Vor uns lag noch eine lange Nacht.

»Kann ich Ihnen denn nicht helfen?« erkundigte sich Carter.

»Sechs Augen sehen mehr als vier.«

»Das stimmt schon«, gab Suko ihm recht. »Wir möchten nur nicht, dass Sie in Gefahr geraten. Wir können uns wehren, Carter. Sie aber sind waffenlos.«

Er hob die Schultern. »Gut. Sie sind die Fachleute. Sie haben Erfahrung genug.«

»So«, sagte ich, »dann wollen wir…«

»Mutter!« Es war nur ein Wort, das Craig Morgan rief, aber es elektrisierte uns.

Wir fuhren herum, schauten auf die Bewusstlose, die leise stöhnte.

Greta Morgan erwachte aus ihrer tiefen Bewusstlosigkeit…

Der Fall stand auf der Kippe!

Ich spürte es mit jeder Faser meines Körpers, denn es kam darauf an, wie sich die alte Frau verhielt, wenn sie wieder bei Sinnen war und ob sie sich erinnern konnte.

Wir hatten uns zurückgehalten und auch Carter Eastland gebeten, nicht zu stören. Wenn sie richtig erwachte, sollte sie vertraute Gesichter um sich sehen.

Craig und Lizzy Morgan hatten sich über sie gebeugt. Der Sohn hielt

die Hand seiner Mutter und streichelte sie. Es sah rührend aus, wie seine Finger über die dünne Haut glitten, auf der Altersflecken braune Inseln hinterlassen hatten.

Greta Morgan bewegte ihre Lippen. Das konnten auch Suko und ich sehen, obwohl wir uns im Hintergrund aufhielten. Sie war aber noch zu schwach, irgendwelche Erklärungen zu geben, zunächst hatte sie Mühe, ihre Umgebung zu erkennen.

Zuerst bat sie um ein Glas Wasser: Lizzy holte es ihr.

Wir konnten jetzt auf die alte Frau schauen, deren Gesicht noch immer so aussah, als wäre das letzte Leben auf ihren Zügen eingefroren. Da war noch ein Ausdruck des Schreckens vorhanden, eine Erinnerung an die Zeit vor dem Sturz.

Ihre Nase stach spitz hervor, die dünnen Lippen waren so schrecklich bleich, sie zitterten, und Lizzy musste das Glas festhalten, als sie ihr etwas Wasser einflößte. Ein Teil rann an den Lippen entlang und über das Kinn hinweg.

Craig Morgan sagte: »Gebrochen hast du dir nichts, Ma, nur Prellungen und eine Gehirnerschütterung. Du kommst wieder auf die Beine. Ganz bestimmt.«

Am Ausdruck ihrer Augen erkannten wir, dass sie ihren Sohn verstanden hatte. Trinken aber wollte sie nicht mehr, und Lizzy stellte das Glas weg.

Gretas Kopf lag still. Nur die Augen bewegten sich. Sie schielte zur Seite, und zwar nach links. Für uns war klar, dass sie uns damit eine Botschaft übermitteln wollte.

»Komm«, sagte Suko, der sich auf leisen Sohlen heranschlich. Lizzy hielt sich zurück. Sie hatte begriffen, dass wir Priorität besaßen.

An der anderen Seite der Liege stand Craig. Er hatte sich aufgerichtet und hielt die Hand der Frau nicht mehr.

»Ihr wisst, was geschehen ist?« fragte sie mit schleppender, sehr leiser Stimme.

Wir nickten beide.

»Beth…«

»Sie ist nicht mehr da«, sagte Suko. »Wir sind leider zu spät gekommen. Er hat sie mitgenommen.«

Gretas Wangen zuckten. Es sah so aus, als hätte man dünnes Papier bewegt. »Ja, ich weiß es«, sagte sie. »Ich weiß es genau. Es ist alles so furchtbar. Aber ich kann nichts dagegen tun, glaubt es mir. Ich habe alles versucht.«

»Das wissen wir.«

Sie musste eine Pause einlegen, um sich wieder erholen zu können. »Wie ich schon erwähnte, es ist alles furchtbar, aber ich möchte euch sagen, dass ich ihn gesehen habe. Ich… ich habe ihn genau gesehen, obwohl es nicht so hell war.«

»Den Entführer meinen Sie?«
»Ja, genau ihn. Den und keinen anderen. Ich weiß nicht, wie er ins Haus gekommen ist. Er war jedenfalls da. Er stand plötzlich an der Treppe. Zuvor hat er sich schon bei Beth gezeigt. Der Handschuh glitt außen über die Scheibe, und Beth bekam Angst. Sie erzählte mir davon, aber das ist jetzt nicht wichtig. Er hat sie, und Sie werden ihn jagen. Versprechen Sie mir das?«
»Das versprechen wir«, erklärten Suko und ich synchron.
Sie lächelte und entschuldigte sich dafür, dass ihr nicht alles wieder sofort eingefallen war, aber das ließen wir nicht gelten und baten sie, sich Zeit zu lassen, obwohl diese uns selbst auf den Nägeln brannte.
Greta überlegte. »Er war ein Mensch«, sagte sie leise, »ja, er war Mensch, aber ich möchte ihn nicht einen Menschen bezeichnen, denn für mich sah er anders aus, obwohl er auf zwei Beinen ging. Er war nicht groß, er sah so grau aus. Ich weiß nicht, ob es am Licht lag oder er so grau war…«
Sie stöhnte auf und sprach von Schmerzen und Schwindel in ihrem Kopf.
Ich beruhte ihre Hand. »Bitte, Greta, wenn Sie nicht mehr können, sollten wir das hier abbrechen.«
»Nein, nein, ich will ja reden. Keine Sorge. Lassen Sie mir nur einen Moment Zeit.«
Den gaben wir ihr.
Sie kämpfte schwer. Die Schmerzen und die Kreislaufschwäche setzten ihr ungemein zu, und wir konnten nichts anderes tun, als auf sie zu warten.
»Er trug auch den Handschuh, aber ihn habe ich nicht so angeschaut. Es war vielmehr sein Gesicht, verstehen Sie…?«
»Sicher«, flüsterte ich.
»Es war so anders, so schief. Als würden nicht alle Teile zusammenpassen. So wie bei einem Baukasten, wo die Klötze verwechselt worden sind…«
In mir schrillte die Sirene.
Suko erging es ebenso. Er bekam einen Schauer, er drehte den Kopf und schaute mich an.
Ich nickte.
»Dann habe ich versucht, ihn aufzuhalten…«, flüsterte sie, und ihre Worte fielen oder drangen wie Tropfen aus dem Mund, die schließlich versickerten.
Schluss – vorbei. Sie war wieder bewusstlos geworden, und die zuvor so angestrengt wirkenden Gesichtszüge entspannten sich wieder, so dass sie aussah, als wäre sie in einen tiefen Schlaf gefallen.
Sofort beugte sich der Sohn über seine Mutter. Er hatte Angst um sie gehabt und war beruhigt, dass sie noch lebte.

Suko ballte seine rechte Hand zur Paust. Er krampfte die. Finger förmlich ineinander. »Du weißt, wen sie gemeint hat?« wisperte er mir zu, denn er wollte, dass nur ich die Frage verstand.

»Ja. Es war Cigam!«

Der Inspektor holte tief Luft. »Ausgerechnet«, sagte er. »Verdammt noch mal! Hätte es uns schlimmer treffen können?«

»Nein.«

Diese Antwort war ehrlich. Mir schossen Gedanken durch den Kopf, die einen regelrechten Wirbel verursachten. Cigam war ein Trumpf der Hölle. Da hatte sich der Teufel etwas Neues einfallen lassen. Er war ein Kunstgeschöpf, geschaffen aus reiner Magie, aber mit menschlichen Formen, in etwa zu vergleichen mit Frankensteins Monster, auch wenn Cigam nicht aus Leichenteilen zusammengebastelt worden war.

Cigam war unser Feind, unser Todfeind!

Wir hatten ihn und seine grauenvollen Zombies zweimal erlebt.

Einmal in London und zum anderen in Russland, inmitten einer Eiswüste, wo er gegen Draculas Eisvampire angehen wollte und es zu mörderischen Kämpfen zwischen den beiden gekommen war.

Jetzt war er hier.

Und er hatte den verfluchten Handschuh. Der Satan hatte ihm eine neue Aufgabe übergeben. Er sollte die dämonische Pest über die Menschen bringen. Eben durch diesen Handschuh, der mit teuflischen Pestbazillen infiziert worden war.

Aber er war nicht allein.

Es gab noch Helfer.

Vier Horror-Reiter hatte die Hölle ihm zur Seite gestellt, um seine Aktivitäten zu decken.

Eine Übermacht Suko nickte mir zu. »Cigam und AEBA, John. Verdammt noch mal, hätte es uns schlimmer treffen können?«

»Ich denke nicht.«

Bisher hatte Carter Eastland geschwiegen, aber sehr genau hingehört und hingeschaut. Er kam auf uns zu. Die Neugierde stand auf seinem Gesicht geschrieben. Er bewegte seine Hände hektisch, als er fragte: »Raus mit der Sprache. Was ist? Was haben Sie erfahren?«

»Wir wissen, wer den Handschuh hat«, sagte ich.

»Und wer?«

»Cigam.«

Der Name sagte ihm nichts. Wir wollten ihm auch nichts weiter erklären, bis auf die Tatsache, dass dieser Cigam mehr als lebensgefährlich war.

»Was tut er?«

»Töten.«

»Und er hat Beth!« Plötzlich schrie er los. Sein Gesicht verzerrte sich

in wilder Wut. Bevor wir ihn nicht stoppen konnten, hatte er kehrtgemacht und rannte auf die Tür zu.

Er riss sie auf und stürmte hinaus in die Dunkelheit. Wir hörten ihn noch schreien, ohne zu verstehen, was er da gesagt hatte.

»Hoffentlich machte er keinen Fehler«, sagte Suko wenig später, als wir die Gaststätte ebenfalls verlassen hatten.

Wir waren darauf vorbereitet, uns nicht nur Cigam zu stellen, sondern auch den Horror-Reitern…

***

Als Father Ignatius den Telefonhörer auf die Gabel legte, sah er, dass der Kunststoff von einer feuchten Schicht überzogen war. Sein Schweiß, der an ihm klebte.

Das Gespräch mit John Sinclair hatte nicht lange gedauert, aber es hatte ihn aufgewühlt bis in die Tiefen seiner Seele. Zudem fühlte er sich wie ein Gefangener in einer engen Zelle, die er aus eigener Kraft nicht verlassen konnte.

Aber der Wächter, der dämonische Aufpasser, würde ihm ebenfalls keine Chance zur Flucht geben.

Er musste bleiben, und er trug zudem die Verantwortung für den kranken Pfarrer.

Er hatte Kirk erzählt, dass er John Sinclair anrufen und sich von ihm Rat holen wollte. Jetzt wartete der Geistliche auf seinen Bericht, aber den schob er vor sich her, denn er wollte nachsehen, ob sich nur ein Reiter in der Nähe aufhielt.

Er ging nicht zurück in das Schlafzimmer, sondern schlich durch den Flur auf die Haustür zu.

Ignatius war nervös. Obgleich er bei den Problemen nicht unmittelbar beteiligt gewesen war, spürte er doch, dass sie ihm über den Kopf wuchsen.

Allein schaffte er es nicht. Wenn sie ihn holen wollten, würden sie es immer schaffen. Türen und Fenster waren für derartige Gestalten noch nie Hindernisse gewesen.

Als er daran dachte, hatte er die Tür erreicht und blieb so nahe vor ihr stehen, dass er sie fast mit der Nasenspitze berührte. Kälte und Hitze wechselten sich bei ihm ab. Er merkte die Furcht wie einen mächtigen Druck in seinem Körper, aber er spürte auch, dass es auf ihn ankam und möglicher weise das Leben des Pfarrers in seiner Hand lag.

Er vernahm keine verdächtigen Geräusche vor der Tür. Nicht das Klopfen oder Klirren irgendwelcher Hufe, auch kein Knarren der Rüstung, er hörte nichts.

Deshalb öffnete er die Tür. Nur ein Spalt, nicht breiter als eine Hand.

Der Mönch lugte hindurch.

Weicher Nachtwind streichelte über sein Gesicht. Die um die Nischenecke wachsenden Pflanzenarme der Efeuranken, bewegten sich im leichten Wind, und auch die Blätter fingen an zu zittern.

Er sah nichts. Der schmale Weg vor ihm glänzte matt im Silberlicht der Gestirne.

Er wurde an einen schmalen Kanal erinnert, dessen Wasser sich nicht bewegte.

Aber keine Reiter weit und breit.

Geheimnisvoll klingende Geräusche drangen an seine Ohren. Er hörte das Rascheln irgendwelcher Blätter. Es konnten auch Tiere sein, die durch das in der Nähe wachsende Unterholz strichen.

Alles war möglich…

Nur die Gestalt blieb versteckt.

Er wartete. Beinahe wünschte er sich den Reiter herbei, damit er erfuhr, was er wollte.

Das schlichte Holzkreuz hing offen vor seiner Brust. Es lag auf dem Kuttenstoff, als würde es nur dort und nirgendwo anders auch hingehören.

Der Mönch glaubte nicht daran, dass es ihn schützen würde, aber es flößte ihm Vertrauen ein. Es ließ sich zwar nicht mit dem Kreuz eines John Sinclair vergleichen, aber das war auch eine große Ausnahme und passte zu dem Geisterjäger.

Er hatte den Reiter an einer bestimmten Hausseite gesehen. Um sie zu erreichen, musste er sich nach rechts wenden und das Haus dabei umrunden. Er war zwar nicht unbedingt erpicht darauf, diesem Monstrum gegenüberzustehen, aber kneifen wollte er auch nicht.

Zudem ging er davon aus, dass der Reiter auch seinetwegen gekommen war.

Mit möglichst leisen Schritten ließ er die Stufen der schmalen Treppe hinter sich.

Er schaute nach links.

Unter ihm lag der Ort und in unmittelbarer Nähe die Kirche. Sie sah in der Dunkelheit trotzig aus, als wären die Mauern für die Ewigkeit gebaut worden.

Der Mönch vertraute auf die Kirche. Sie war für ihn stets etwas Besonderes, auch heute noch, wo viele Menschen ihr den Rücken kehrten und zu irgendwelchen Pseudo-Religionen abwanderten.

Sie gab Schutz, sie gab Vertrauen, und er dachte daran, dass die vier Reiter möglicherweise es nicht wagen würden, in die Kirche zu kommen. Denn das war etwas anderes, als nur Klostermauern zu überklettern, wie sie es schon vor Jahren getan hatten.

Je mehr er sich mit dieser Idee beschäftigte, umso besser fand er sie. Schutz in der Kirche, aber nicht nur für ihn allein, sondern auch für seinen Freund, den Pfarrer.

Okay, er war angeschlagen, aber er musste es einfach schaffen, die wenigen Yards hinter sich zu bringen. Zudem wollte ihn Ignatius dabei unterstützen.

Schnell lief er zurück in das Haus. Als er den Schlafraum betrat, hatte sich Kirk im Bett aufgerichtet. Sein Gesicht bekam einen Zug der Erleichterung, und die wächserne Blässe verschwand. Er legte seine Hand dorthin, wo das Herz klopfte.

»Himmel, ich dachte schon, du hättest mich im Stich gelassen.«

»Nein, auf keinen Fall. Aber wir müssen hier weg.«

»Was sagst du?«

»Ja, mach schnell. Ich habe draußen nachgeschaut und keinen Reiter mehr gesehen. Wir müssen versuchen, die Kirche zu erreichen, bevor sie oder er zurückkehrt. Klar?«

»Schon, aber…«

»Kannst du denn gehen, Bruder?«

Kirk lachte kehlig und rau. »Wenn es um mein Leben geht, schon. Ich will noch nicht von dieser Erde abtreten. Aber du… du musst mich stützen. Okay?«

»Das geht klar. Komm, steh auf.«

Kirk bewegte sich sehr vorsichtig. Er hatte sich mit seiner Kleidung ins Bett gelegt und nur die Schuhe abgestreift. In die schlüpfte er hinein, als er auf der Bettkante saß.

Es ging ihm nicht gut, aber Kirk klagte nicht. Ignatius half ihm, wo er konnte, und hätte er den Mann nicht gestützt, wäre der bestimmt gefallen.

Der Mönch atmete auf, als der Pfarrer stand. Kirks Arm lag auf seiner Schulter, es war die beste Stütze, die er ihm geben konnte.

Und der Geistliche wollte auch gehen, denn er sagte: »Bitte, ich will nicht mehr warten. Bringen wir es hinter uns.«

Es war für beide nicht einfach. Oftmals schaffte es Kirk nicht einmal, die Beine vom Boden zu heben. Wenn Ignatius ihn weiter zog, schlurften seine Sohlen über den Boden.

Sie brachten den Flur hinter sich, zogen die Tür zu, schafften auch die Treppe, dann standen sie im Freien, und Ignatius kam sich plötzlich vor wie auf dem Präsentierteller stehend. Um sie herum lastete die Finsternis. Jeden Augenblick konnte sie irgendwelche Fremdkörper ausspeien, die als monströses Etwas über beide Männer herfielen und sie verschlangen.

Der Pfarrer stöhnte. Sein Gesicht war verzerrt, die Haut hatte sich hart über die Knochen gespannt. Wenn er Luft holte, war dies verbunden mit saugenden, lauten Geräuschen, manchmal unterbrochen von einem trocken klingenden Husten.

»Das packen wir!« flüsterte Ignatius. »Wir müssen nur daran glauben.« Sein Kopf befand sich in ständiger Bewegung. Er suchte

nach irgendwelchen Feinden und rechnete damit, dass die Dunkelheit zwischen den Sträuchern plötzlich aufbrechen würde, um das Grauen und den Tod in Form von Monstren zu entlassen.
Nur der Wind strich über das Gelände hinweg. Er raunte und wisperte, aber er brachte keine Gefahren, denn die waren zurückgeblieben oder hielten sich verborgen.
Father Ignatius überlegte, wann wohl die Zeit am günstigsten war, um anzugreifen, aber er konnte, sich einfach zu schlecht in die Lage der Feinde hineinversetzen.
Sie passierten den Friedhof mit seiner kleinen Mauer. Die Grabsteine und Kreuze leuchteten im matten Licht der Gestirne. Sie verbreiteten eine schaurige Botschaft.
Ignatius fröstelte…
Er dachte daran, dass auch alte Friedhöfe als ideale Verstecke gelten konnten, aber hier war das kleine Feld der Toten leer. Nur die Leichen lagen in der Erde und moderten vor sich hin.
Die Kirche wuchs vor ihnen hoch. Sie war relativ klein, mehr eine große Kapelle, aber sie reichte aus, um die Dorfbewohner fassen zu können. In der Nacht wirkte sie optisch größer, sie gab den beiden Männern Hoffnung. Kurz vor dem Ziel, nur wenige Schritte von der Holztür entfernt, machte Kirk schlapp.
Seine Beine knickten plötzlich weg.
Der Arm des Mannes rutschte von Ignatius Schulter, und er musste sofort nachgreifen, um Kirk auffangen zu können.
»Lass mich liegen, lass mich…«
»Nein, verflucht!«
Ignatius konnte sehr menschlich reagieren, vor allen Dingen, was das Fluchen anging.
Er schleifte den Pfarrer weiter, der sich nicht mehr erholte. Aus eigener Kraft konnte er nicht gehen, der Mönch musste ihn schleifen und war froh, als er seine Hand auf das kalte Metall der Klinke legen und die Tür aufdrücken konnte.
Sie schwang knarrend nach innen. Ein Geräusch, das Ignatius gefiel, das jedoch von einem anderen überlagert wurde, das ihm weniger gefiel.
Hufschlag!
Nicht mehr so dumpf und leise pochend, sondern hart, klirrend.
So konnte sich nur ein Reiter bewegen, der trabte, der es zudem eilig hatte, an sein Ziel zu gelangen.
Der Mönch wusste auch, wo das Ziel lag.
Er drehte sich um.
Auf dem Kirchweg zeichnete sich die Gestalt des Reiters wie eine zum Leben erweckte starre Figur ab, obgleich sie auf dem Pferderücken hockte und sich bewegte.

Er jagte näher…

Die Hufe klirrten auf den Steinen. Funken schleuderten sogar wie kleine Blitze in die Höhe, die Lanze hatte der Horror-Reiter gesenkt.

Wenn er so weiter ritt und die Richtung nicht änderte, würde er sie in den Rücke des Mönchs rammen können.

Auch Kirk hatte das Geräusch gehört. Er hing schief im Griff seines Helfers, dennoch schaffte er es, den Kopf so zu drehen, dass er zurückschauen konnte.

Aus seinem Mund löste sich ein Schrei, als er den Reiter erkannte.

Die Furcht trieb seinen Adrenalinspiegel in ungeahnte Höhen, er wollte schreien, aber Ignatius zerrte ihn weiter. In Kirks Kopf explodierte etwas, das ihm vorkam, als wäre eine Lampe in zahlreiche Teile zersprungen.

Schwärze überkam ihn.

Zuletzt hörte er noch das Keuchen seines Freundes und danach den dumpfen Knall, als der Mönch die Kirchentür hinter sich zugerammt hatte.

Als Kirk wieder zu sich kam, lag er rücklings auf der letzten Sitzbank.

Er fror, er wusste nicht, wo er sich genau befand. Schmerzen wühlten durch seinen Kopf. Er hatte zudem leichte Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht und kam sich vor, als würde er in einer Hängematte liegen, die von einer Seite zur anderen schaukelte und seinen Augen dabei ein ungewöhnliches Bild vermittelte. Ein Bild von tanzenden Fenstern, in dessen Scheiben sich Lichtreflexe spiegelten. Abgegeben von brennenden Kerzen, die in hohen Ständern überall in der Kirche verteilt standen und ihr Licht auch über die hellen Wände warfen.

Das Denken fiel ihm schwer. Nur mühsam erinnerte er sich an die jüngste Vergangenheit, bis er die Fenster erkannte und nun wusste, dass er sich in seiner Kirche befand.

Die Tatsache gab ihm den Mut zurück. Er spürte auch den Strom der Kraft durch seinen Körper rinnen, aber er gab gleichzeitig zu, dass er sich nicht fit fühlte.

Das Echo von Tritten erreichte ihn und drängte seinen Optimismus wieder zurück.

Jemand kam…

Ein Gesicht neigte sich über ihn. Augen, in denen Vertrauen lag, ein Mund, der zu einem Lächeln verzogen war und das Nicken eines Mannes, das so etwas wie Optimismus zeigte.

»Ignatius – Bruder…«

»Ja, ich bin es.«

»Tut mir leid, aber ich war plötzlich von der Rolle. Ich… ich konnte nicht mehr.« Er wollte zeigen, dass es ihm besser ging. Er versuchte sich aufzurichten, aber Ignatius legte eine Hand auf seine Brust und drückte ihn wieder zurück.

»Nein, Bruder, du bleibst liegen.«
»Aber warum soll ich…?«
»Wir sind hier in deiner Kirche.«
Kirk lächelte. »Ja, ich weiß es. Ich weiß es, ich liebe sie auch, aber ist sie sicher?«
»Bestimmt.«
Der Mönch hatte zu dieser kleinen Notlüge gegriffen. Er konnte nicht so recht daran glauben, dass sich die Horror-Reiter von irgendwelchen Kirchenmauern aufhalten lassen würden, aber es war einfach nicht anders zu machen gewesen. Im Haus des Pfarrers waren sie wirklich schutzlos.
Die Kirchenfenster mit den eingesetzten Bleiglasscheiben begannen in einer gewissen Höhe. Um über den unteren Rand hinwegschauen zu können, musste sich Ignatius auf die Zehenspitzen stellen, obwohl er schon zu den größeren Menschen zählte.
Er konnte nichts sehen, auch nichts hören, und er dachte an den Verfolger, der seine Lanze nicht geschleudert und kurz vor dem Erreichen der Kirchentür abgedreht hatte.
Nur glaubte der Mönch nicht daran, dass er sich zurückgezogen hatte. Wenn doch, dann nur, um Hilfe oder Verstärkung zu holen, denn als Einzelpersonen traten die Reiter niemals auf. Sie kämpften stets im Viererbund.
Noch blieb es still.
Zwar bewegten sich hinter den Scheiben dünne, tanzende Schatten, aber es waren nur mehr die Zweige der Bäume, mit denen der Wind spielte.
Er ging zur Tür.
Abgeschlossen hatte er sie nicht. Zuvor tunkte er einen Finger in das Becken mit Weihwasser und schlug ein Kreuzzeichen. Es gab ihm irgendwie Sicherheit und Trost.
Wieder knarrte die Tür, als er sie aufzog. Er lugte durch den Spalt.
Dicht und kompakt lag die Dunkelheit über dem Kirchweg. Es war kein Reiter zu sehen.
Dafür hörte er ihn!
Father Jgnatius lauschte.
War es ein Reiter, oder waren es mehrere? Er konnte es nicht sagen, die Stille der Nacht verzerrte und veränderte die Geräusche. Da konnte sich ein Reiter anhören wie zwei.
Das Rätsel blieb…
Der Mönch konzentrierte sich auf die Geräusche und merkte plötzlich die Beklemmung. Es hing damit zusammen, dass er herausgefunden hatte, woher sie kamen.
Aus allen Richtungen…
Norden, Süden, Osten und Westen!

Es gab nur vier Richtungen.
Aber auch vier Horror-Reiter!
Der Mönch spürte einen schmerzhaften Stich in der Brust. Es war das Wissen um diese verdammte Gefahr, die einen Ring um die Kirche gezogen hatte.
Wenn das nur gut ging…
Auf dem plattierten Weg ließ sich kein Reiter blicken. Sie hatten einen größeren Kreis um die Kirche gezogen, und Ignatius zog sich wieder zurück. Er stellte sich Fragen nach den Gründen, aber er kam zu keinem Resultat, es sei denn, diese Wesen halten vor, die Kirche einfach zu vernichten. Zu zerstören, runterzureissen, eine Ruine zurückzulassen. Das wäre ihren Intentionen sehr entgegengekommen.
Tief holte er Luft. Sein Herzschlag hatte sich beschleunigt. Sollten sich seine Befürchtungen bestätigen, so dachte er schon jetzt darüber nach, wie er ihnen entgegentreten konnte.
Mit den Waffen des Guten. Mit dem Kreuz, mit dem Weihwasser und da war es schon vorbei. Mehr wusste er nicht. Sein bitteres Lachen klang so laut, dass es auch Pfarrer Kirk hörte.
»Was ist denn los?«
»Nichts weiter.«
So einfach war Kirk nicht zu beruhigen. Er hatte seine Kräfte gesammelt und es geschafft, sich aufzurichten. Beide Arme hatte er rechts und links des Kopfes auf die Lehne der Kirchenbank gelegt.
»Glaubst du denn, dass ich taub bin? Ich habe doch gehört, was da draußen alles abläuft. Ich habe gute Ohren.«
Am Eingang zur Bankreihe blieb Ignatius stehen. »Was hast du denn gehört, Bruder?«
»Hufschlag…«
Es hatte keinen Sinn, zu lügen, deshalb nickte der Mönch einige Male. »Ja, du hast recht. Da war Hufschlag und nicht nur von einem Reiter.«
Der Pfarrer versteifte. »Wie viele waren es denn?«
»Vier.«
»Mein Gott!«
»Es ist AEBA. Es sind die Horror-Reiter. Diener mächtiger Dämonen. Wir müssen uns einfach damit abfinden, dass sie den Weg nach Farthham gefunden haben.«
»Und wir sitzen fest«, keuchte der Pfarrer, dessen heller Kopfverband leuchtete.
»Ja – leider.«
»Siehst du Chancen, Bruder?«
»Wer Gottvertrauen hat, ist niemals verloren. Das darfst du nicht vergessen.«
»Aber ich will noch nicht sterben.«

»Ich auch nicht.«

»Dann unternimm etwas.«

Father Ignatius breitete die Arme aus. »Warum sollte ich etwas unternehmen? Sie haben uns bisher nichts getan. Sie sind nur anwesend. Mehr ist nicht passiert.«

»Reicht das nicht?«

»Nein. Ich denke auch noch an eine andere Möglichkeit. Vielleicht wollen die das Gebiet um die Kirche nur abriegeln, damit sich keiner in das Gotteshaus retten kann.«

»Meinst du?«

»Ich ziehe alle Möglichkeiten in Betracht«, erwiderte der Mönch und wollte noch etwas hinzufügen, aber ein Platzen und gleichzeitiges Klirren riss ihm das Wort von den Lippen.

Er fuhr herum.

Der Pfarrer saß schreckensstarr in der Bank. Er hatte von seinem Platz aus sehen können, was passiert war.

Eine Scheibe war eingeschlagen worden.

Durch einen harten Gegenstand, durch einen brutalen Stoß, der mit einer Lanze geführt worden war.

Es regnete Glas auf den Boden. Da der Reiter hoch im Sattel saß und größer als ein Mensch war, gelang es ihm auch, durch das zerstörte Kirchenfenster in den Raum hineinzuschauen.

Nur ein Helm, ein Teil der Brust und seine Lanze waren zu sehen.

Das reichte aus, um den Pfarrer dieses Bild nie vergessen zu lassen.

Es war so schrecklich, dass für ihn eine Welt zusammenbrach, zudem hatte es sich bei seinem Gotteshaus abgespielt.

Furchtbar…

Aber es ging weiter.

Die nächsten Scheiben gingen zu Bruch. Vor und hinter ihnen zerstörten Lanzenstiche das Glas. Sie wurden von einem Inferno eingekesselt, denn die größeren Stücke zerbrachen in zahlreiche Teile, wenn sie auf den Steinboden prallten und von den Aufschlagstellen wegschlitterten wie Eisklumpen.

Kirk duckte sich. Er hatte die Arme angehoben, die Hände über seinen Kopf gelegt und schützte sich.

Ignatius aber drehte sich auf der Stelle. Er wusste nicht, wo er hinschauen sollte. Das Inferno war überall.

Drei Fenster hatten sich auf jeder Kirchenseite befunden. Insgesamt also sechs, und keines davon war mehr heil. Im Innenraum der Kirche verteilten sich die Scherben. Es sah aus, als hätte jemand Eisstücke in den Raum geschleudert.

Vier Reiter waren es.

Und die standen an vier Fenstern, die sich gegenüberlagen. In gefährlicher Ruhe warteten sie ab.

»Was tun wir jetzt?« flüsterte Kirk. Seine Frage hörte sich an wie ein Zischen.

»Abwarten.«

»Oder beten, nicht?«

Father lgnatius nickte. »Das auch…«

***

Beth Morgan konnte nichts sehen, aber sie wusste genau, wer ihr da die kalte Hand auf die rechte Schulter gelegt hätte, und sie unterdrückte nur mühsam einen Schrei der Panik.

Es war Cigam!

Er hatte ihr seinen Namen verraten, er hatte ihr noch so viel gesagt, aber sie hatte alles vergessen und einfach abgeschaltet. Nur der Name war ihr in Erinnerung geblieben.

Und dann hatte er noch etwas zu ihr gesagt..

»Dreh den Namen um. Lies ihn von rückwärts, dann weißt du, wer ich bin!«

Wegen der großen Aufregung hatte sie es zunächst nicht einmal geschafft. Später schon, und da war etwas dabei herausgekommen.

Magie!

Magie konnte man ableiten. Es war kein weiter Weg mehr bis zu dem Begriff Magie, und darum drehte sich alles. Beth konnte ihre Lage nicht mehr rational erfassen, sie musste sich einzig und allein auf ihre Gefühle verlassen.

Und die waren schlecht…

Angst vor der Zukunft peinigte sie, und etwas anderes kam auch noch dazu.

Die Angst vor dem Ende, vor dem Tod…

Sie konnte es drehen und wenden, das Ergebnis würde ihrer Meinung nach so lauten.

Immer wieder zuckten Bilder, der Erinnerung in ihr hoch. Sie waren durch das Fenster gesprungen; auf den weichen Rasen gefallen.

Dann hatte sie Cigam hoch gezerrt wie eine Puppe und war mit ihr weggelaufen. Sie hatte wie ein weicher Seesack über seiner Schulter gelegen, und sie waren durch den Ort geeilt, den sie kannte, und trotzdem wusste sie nicht, wo sich das Ziel befand.

Beth war zu sehr durcheinander gewesen, auch dann noch, als er sie absetzte und ihr die Augen verband.

Dann hatte sie Hufschlag vernommen.

Beth konnte sich nicht vorstellen, wer sie da umritt. Gut, es gab im Ort zahlreiche Pferde, auch viele Reiter, aber sie glaubte nicht, dass der eine oder andere mit einem Wesen wie Cigam paktieren würde.

Nein, der stand allein.

Noch lag die Hand auf ihrer Schulter, und sie dachte daran, wie diese

Hand zuerst zugegriffen, ihr den Kopf nach hinten gedrückt und ihr das Tuch oder den Schal vor die Augen gebunden hatte.

Seit dieser Zeit war sie »blind«…

Mit seiner unecht klingenden Stimme hatte er sie noch davor gewarnt, sich das Tuch von den Augen zu nehmen, und Beth hatte auch nicht einmal den Versuch unternommen, sondern sich in ihr Schicksal ergeben.

»Du wirst alles tun, was ich von dir verlange!« flüsterte Cigam hinter ihr. »Du wirst dich nicht gegen mich stellen. Du wirst immer daran denken, dass es mir ein Leichtes ist, dich zu vernichten. Denn du befindest dich in meiner Hand. Alles andere zählt nicht mehr. Das kannst du vergessen, wie auch dein früheres Leben.«

Wie sich das anhörte – das frühere Leben. Als wäre sie schon gestorben.

Vielleicht war sie das ja auch für ihn.

Tot, gestorben… am Ende …

Beth weinte.

Es war nicht zu sehen, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten, doch das Schluchzen ließ ihren Körper zucken. Dabei stand sie auf der Stelle, als hätte man sie angenagelt.

Den Hufschlag hörte sie noch für eine Weile, dann aber verklang er und kehrte nicht mehr zurück.

Beth Morgan blieb stehen. Sie wusste nicht einmal, ob Cigam sich in der Nähe aufhielt. Sie hatte ihn nicht weggehen hören. Vielleicht hielt er sie aus sicherer Entfernung unter Kontrolle, möglich war eben alles, und sie wollte auf keinen Fall ein Risiko eingehen.

Sie kannte das grausame Spiel nicht, in dessen Mittelpunkt man sie gestellt hatte. Sie wusste nur, dass sie es aus eigener Kraft nicht schaffen konnte, hier auszusteigen.

Cigam war verschwunden und hatte ihr nichts gesagt. Kein Befehl, kein Wort, einfach gar nichts, und trotzdem wusste sie, was sie zu tun hatte.

Hier stehen und warten…

Minuten, vielleicht Stunden, bis sich ihre Nerven beruhigt hatten, wobei sie sich die Frage stellte, ob das jemals eintreten würde. Sie glaubte nicht daran. Die Ereignisse hatten eben so sehr in ihre Privatsphäre hinein geschnitten.

Beth Morgan war in Farthham geboren und auch in diesem kleinen Ort aufgewachsen. Sie kannte jeden, sie war beliebt wie ihre Großmutter. Sie wusste, wie es in jeder Wohnung, in jedem Haus aussah, und sie machte sich natürlich ihre Gedanken.

Nicht sehen, sondern fühlen. Mit den Sinnen tasten, sich auf die Umgebung konzentrieren, gedanklich in die Dunkelheit hineinlauschen, nur so konnte sie etwas erfahren.

Aber würde es ihr auch gelingen?

Der Nachtwind umfächerte sie. Er hatte gedreht und wehte jetzt aus Richtung Norden. Ebenfalls ein Zeichen, dass sich das Wetter ändern würde. Aber was hatte sie noch davon?

Nichts, gar nichts. Wenn sie großes Glück hatte, würde sie den nächsten Morgen noch erleben, wahrscheinlich aber stand es ihr nicht zur Seite, denn die anderen Mächte kannten kein Pardon. Für sie zählte ein Mensch nur, wenn er in ihre Pläne hineinpasste.

Das Zeitgefühl war ihr verloren gegangen. Sie traute sich auch nicht, die dicke Binde von ihren Augen zu nehmen. Wenn man sie überwachte, konnte eine falsche Bewegung den Tod bedeuten.

Der frische Geruch drang um ihre Nase. Dass dies so war, ließ darauf schließen, dass sie sich nicht mehr direkt in Farthham befand, sondern außerhalb. Der Boden unter ihr war weich wie ein dicker Teppich. Sie wusste, dass die Umgebung von Farthham sich aus Wiesen zusammensetzte, in die die von den Bergen nach unten laufenden Almen hineinmündeten.

Das alles war ihr bekannt, aber damit konnte sie nichts anfangen.

Manchmal glaubte sie auch, eine Stimme zu hören. Wenn sie nachlauschte, war nichts mehr davon vorhanden.

Nur noch Stille.

Bis auf die Schritte!

Als sie die Tritte hörte – leicht dumpf und pochend, aber nicht wie bei den Hufen der Pferde –, schrak sie im ersten Moment zusammen, weil sie damit rechnete, dass Cigam zurückkehrte, um sie umzubringen.

Ein Irrtum.

Er blieb fern, die Schritte jedoch verklangen nicht. Zuerst hatte sie die ziemlich schnellen Echos vernommen, danach waren sie langsamer geworden und jetzt kaum noch zu hören.

Beth dachte darüber nach, was das bedeuten konnte, und sie kam zu dem Ergebnis, dass die Person, die zu ihr wollte, es nicht mehr so eilig hatte und sich anschlich.

Sie stand hoch aufgerichtet, hatte Rückenschmerzen, denn lange starr zu stehen, war sie nicht gewohnt.

Keine Schritte mehr, dafür eine Stimme.

Eine flüsternde Männerstimme, die beinahe dafür gesorgt hätte, dass ein Jubelschrei aus ihrem Mund gefahren wäre.

Er war da.

Carter Eastland!

Sie wollte es nicht glauben, schalt sich eine Närrin, die an akustischen Halluzinationen litt, bei der der Wunsch Vater des Gedankens gewesen war, aber die Stimme blieb.

»Beweg dich nicht, Liebes. Bleib stehen, keine falsche Bewegung. Ich

hole dich raus.«

Sie weinte und lachte lautlos. Zwischen Kehle und Magen zuckte der Kloß auf und nieder.

»Bist du es wirklich, Carter?«

»Keine Sorge, ich bin da.«

»Aber wo und was…?«

»Ich liege im Gras. Ich muss noch warten. Man hat dich allein gelassen, ich traue der Umgebung nicht. Es ist so verdammt dunkel, und der Hundesohn kann überall lauern.«

»Hast du ihn gesehen?« hauchte sie.

»Nein.«

»Aber ich. Er war schrecklich… er war … ich kann es nicht beschreiben«, presste sie hervor.

»Okay, vergiss ihn.«

Sie atmete heftig, und ihre Hände zuckten. Sie lief in Gefahr, nach dem Schal zu greifen und ihn sich vom Kopf zu reißen. Aber sie ließ es bleiben und fragte statt dessen: »Wo steckst du, Carter?«

»Keine Sorge, in deiner Nähe. Nur liege ich auf dem Boden.«

»Gut.«

Beth sagte jetzt nichts mehr. Sie wollte ihren Retter nicht durcheinander bringen und strengte nur ihr Gehör an.

Er kam, kroch über den Boden.

Der Detektiv veränderte seine Richtung. Er wand sich durch das Gras und schlug einen leichten Bogen. Das war gut so, denn er gelangte in Beths Rücken.

Das Mädchen merkte das Zittern in seinen Knien. Diesmal kein Zittern der Angst mehr, sie bebte vor Glück, denn nun konnte nichts mehr schief gehen.

»Okay, Beth, ich bin da!« Gras raschelte, als er sich erhob, und Beth spürte bereits seine Körperwärme.

»Und ich auch!« sagte Cigam mit, einer Stimme, die ihr das Blut in den Adern gefrieren ließ…

Sein Lachen war leise, aber trotzdem grausam. Es klang triumphierend, und Beth vernahm einen leisen Schrei, den aber nicht Cigam, sondern Carter abgegeben hatte.

Dann hörte sie ihn fluchen. Danach sprechen. »Du Schwein!« keuchte der Detektiv. »Darauf habe ich gewartet. Ich mache dich fertig. Ich werde dich…«

Sie könnte nicht mehr anders. Sie musste diesen Schal einfach abreißen, um zu sehen, was sich hinter ihr abspielte. Als sie hinfasste, um den Knoten am Hinterkopf zu lösen, hörte sie das schreckliche Ächzen, das aus dem Mund ihres Freundes drang. Es war ein Geräusch, das Angst in ihr aufsteigen ließ.

Diese Furcht war wie eine Flut, sie überschwemmte alles, sie fing an

zu schwitzen, hörte einen dumpfen Laut, dann noch einen, verbunden mit einem Klatschen – dann war es still.

Zu still…

Nur der Wind säuselte von den Bergen her und bewegte die Grashalme, die raschelten.

Hoffnung? Depression? Beth schwankte zwischen den beiden Gefühlen und wollte Gewissheit haben. Deshalb rief sie halblaut: »Carter? Bist du es? Hast du…?«

Ein Lachen beendete ihren Satz.

Beth hatte das Gefühl, im Erdboden versinken zu müssen. Das war nicht Carter Eastland gewesen, der gelacht hatte, sondern Cigam, der Teufel.

»Habe ich dir nicht gesagt, dass ich besser bin? Habe ich dir das nicht gesagt?«

Er kam näher…

Beth verkrampfte sich immer mehr. Ihre Arm- und Beinmuskeln fingen an zu schmerzen. Sie konnte diesen Krampf nicht mehr lockern, denn er hing auch mit dem seelischen Zustand zusammen.

Sie spürte wieder seine Hände. Diesmal stand er vor ihr. Die Flächen glitten an den Hüften hoch. Über die Arme hinweg, dann zog er sich zurück und befahl ihr, die Arme leicht auszustrecken und die Hände nebeneinander zu legen.

»Warum?«

»Mach es!«

Beth gehorchte.

In den ersten Sekunden geschah nichts. Sie merkte nur, dass sich Cigam bewegte. Hätte sie sehen können, wäre ihr nicht entgangen, dass er sich bückte und etwas aufhob.

»So«, sagte er, »hier habe ich etwas.«

Im nächsten Augenblick spürte Beth das Gewicht eines Gegenstandes auf ihren Handflächen. Sie wusste zunächst nicht, was sie da trug, dann aber stach der Schreck wie eine eisige Lanze durch ihren Körper, als sie es herausgefunden hatte.

Es war ein Kopf!

Carters Kopf!

Farthham war tot!

***

Der Ort kam uns beiden so, vor wie ein großer Friedhof, auf dem jeder Mensch lebendig begraben war. Aber das nur äußerlich, wir wussten genau, dass es nicht stimmte, denn hier waren Kräfte am Werk, die aus den Tiefen der Hölle gekommen waren und sich ausgebreitet hatten. So lautlos wie dichter Nebel, und sie hatten nichts ausgelassen. Keine Straße, keine Gasse, kein Haus.

Cigam und die vier Horror-Reiter!
Ich konnte meine Gedanken nicht von ihnen lösen, und Suko erging es ebenso.
»Verdammt noch mal«, sagte er, »die können sich doch nicht in Luft aufgelöst haben.«
»Stimmt, Alter. Aber die Dunkelheit ist eben zu dicht. Da gibt es hundert Verstecke.«
»Wenn wir uns die Suche teilen, hat jeder fünfzig Möglichkeiten.«
»Und dann?«
»Mal sehen.«
Wir hatten eine erste Runde gedreht und hielten uns außerhalb des Ortskerns auf. Von dieser Stelle aus konnten wir viel sehen, besonders die auf dem kleinen Hügel gebaute Kirche.
Mir fiel auf, dass Suko öfter dorthin schaute als ich. Der kleine Dom wirkte, als würde er in der Nacht schweben und über den Häusern stehen, so gebaut, dass er eine schützende Funktion bekommen hatte.
»Was gefällt dir nicht?« fragte ich ihn.
»So kannst du das nicht sagen. Ich denke immer an den Anruf und habe das Gefühl, als würde diese Kirche eine zentrale Rolle spielen. Es war Ignatius, der einen der AEBA-Reiter zuerst gesehen hat. Und er hielt sich an der Kirche auf. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er sich etwas eingebildet hat. Meiner Ansicht nach kommt dieser Kirche eine zentrale Bedeutung zu.«
»Dort scheint aber alles ruhig zu sein.«
»Du willst nicht hin?« In Sukos Frage klang ein leichter Ärger durch.
»Was heißt, ich will nicht. Es ist nur so, dass ich mir kaum vorstellen kann, Cigam in oder an der Kirche zu sehen. Er ist ein Kunstgeschöpf, er besteht aus reiner Magie, geformt vom Teufel persönlich. Was sollte er an einer Kirche?« Ich bewegte meinen Arm im Halbkreis und schloss damit die Häuser ein. »Hier ist sein Revier. Hier leben die Menschen, denen er die Pest bringen kann. Ich glaube fest daran, dass er in Farthham noch einmal zuschlagen wird.«
»Weshalb zeigte sich dann ein Reiter an der Kirche?«
»Vielleicht will man den Menschen einen Fluchtpunkt nehmen. Ich würde ja auch in die Kirche fliehen, wenn ich bedroht würde. Oder denkst du anders?«
»Kaum.«
»Bitte, dann…«
Mir wurde das Wort von den Lippen geschnitten, denn beide hörten wir die Geräusche, die zu uns herüberwehten. Im ersten Moment waren sie nicht zu identifizieren. Die Entfernung verzerrte sie auch etwas, dann aber hatten wir herausgefunden, dass sich ein Klirren und ein dumpfes Klatschen mischten.
Diese entstanden immer dann, wenn große Scheiben durch Druck

von außen eingeschlagen wurden.

Und plötzlich waren wir uns einig.

An der Kirche spielte die Musik!

Wir liefen nicht mehr in den Ort hinein, um den Wagen zu nehmen. Mit gewaltigen Schritten hetzten wir dem neuen Ziel entgegen…

***

Es war still geworden, aber Pfarrer Kirk zitterte vor Furcht, was auch hörbar war, denn seine Zähne klapperten aufeinander. Er hatte diese vier schrecklichen Dämonen gesehen, die an den Fenstern standen und in das Gotteshaus hineinstarrten.

Von ihren Knochenschädeln war nur ein Ausschnitt zu sehen. Er füllte genau die Lücke, die das aufgeklappte Helmvisier freiließ.

Und dort schimmerte das Gebein, das aussah, als hätte es einen gelblichen Anstrich bekommen.

Es war ungefähr eine Minute vergangen, und getan hatte sich nichts. Father Ignatius fing sich als erster. Er wollte nicht länger auf dem Fleck stehen bleiben und begann mit seiner Wanderung durch das Kirchenschiff, begleitet von den Blicken des Pfarrers, der immer dann zusammenschrak, wenn der Mönch mit seinen Schuhen Glassplitter zerdrückte und Geräusche erklangen, die sich anhörten, als würde der Boden durch mächtige Kräfte aufgerissen.

Irgendwo bewunderte Kirk den Mut des Klosterbruders. Er selbst hätte sich am liebsten verkrochen.

Ignatius schaute sich die Fenster an. Er sah auf die Knochenfratzen, er lauerte und wartete darauf, angegriffen zu werden, doch es tat sich nichts.

Die Horror-Reiter dachten nicht daran, die Kirche zu betreten. Sie blieben auf ihren schwarzen Gäulen hocken wie schaurige Wächter, die darauf zu achten hatten, dass niemand die Kirche verließ.

Als Ignatius wieder in Kirks Nähe kam, sprach dieser den Mönch an. »Was soll das bedeuten? Wollen die die Kirche weiter zerstören oder haben die vor, dort zu bleiben?«

»Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich sind es Aufpasser, die auf etwas warten.«

»Worauf denn?«

»Es wäre mir wohler, wenn ich das wusste.«

Kirk lachte bitter. Er hatte die Hände gefaltet und schaute hoch zur Decke, als würde von dort oben Hilfe zu ihm kommen, aber da täuschte er sich. Mit leiser Stimme begann er zu sprechen. Er musste einfach reden, er wollte sich befreien und flüsterte so laut, dass der Mönch jedes Wort verstehen konnte: »Ich habe mich in meiner Kirche immer wohl gefühlt, das kannst du mir glauben. Sie war stets ein Hort der Sicherheit für mich, doch das ist jetzt vorbei. Ich… ich habe den

Eindruck, als würde ich in einem großen Gefängnis sitzen, wo alles fremd ist. Obwohl diese Gestalten nichts mehr getan haben, weiß ich genau, dass sie es könnten. Ja, sie wären in der Lage, dieses Gotteshaus zu vernichten, und genau das ist es, was mich so traurig macht. Ich fühle die Depressionen, die mich überfallen, und ich kann mich nicht dagegen wehren. Es ist, als hätte man mir etwas genommen, an dem ich mit der gesamten Kraft meines Herzens hänge. Ich weiß nicht, ob ich allein so denke und möchte dich deshalb fragen, ob es dir ähnlich geht.«

»Nicht ganz.« Ignatius schaffte ein Lächeln. »Ich werde dir auch den Grund nennen, denn ich denke globaler und nicht so eng wie du, was kein Vorwurf sein soll. Wahrscheinlich kannst du nicht anders reagieren, du musst es sogar, denn dieses Gotteshaus ist für dich eine Heimat. Du bist zum ersten mal mit den Kräften des Bösen konfrontiert worden. Ganz im Gegensatz zu mir. Ich weiß, dass sie existieren und auch real sind, und ich bin ein Mensch, der nicht nur vor ihnen die Augen verschließt, nein, ich bin bereit, auf sie zuzugehen, sie sogar zu suchen.«

Kirk schaute den Mönch beinahe verlegen an. »Was bist du nur für ein ungewöhnlicher Mensch«, sagte er.

»Ungewöhnlich kaum, mein Lieber. Ich bin nur mit offenen Augen durch die Welt gegangen, obwohl sich dies nicht so anhört, weil ich meine Zeit im Kloster verbringe. Aber lass dir gesagt sein, wir sind dort oben nicht so abgeschnitten, wie es oft genug den Anschein hat. Wir wissen mehr, als manche meinen.«

»Ja, das Gefühl habe ich auch.« Der Pfarrer hob den rechten Arm und fasste nach seinem Kopf. Als er über den Verband strich und eine bestimmte Stelle berührte, zuckte er zusammen. Für einen winzigen Moment schloss er die Augen.

»Schmerzen?« fragte Ignatius.

»Nicht mehr so schlimm.«

Der Mönch beugte sich in die Bank hinein, er legte seine Hand tröstend auf die Schulter des Geistlichen. »Nimm es nicht so tragisch, bitte. Ich kann dir versprechen, dass wir es schaffen werden. Ja, wir werden hier herauskommen.«

»Woher nimmst du nur diesen Optimismus?«

»Vielleicht ist es das Vertrauen auf Gott.«

Da lächelte der Pfarrer. »Ich glaube; du hast recht. Wir sollten auf ihn vertrauen.«

Während des Gesprächs hatte Ignatius die Fenster nicht mehr beobachtet. Das änderte sich nach seinen Worten. Er stellte sich wieder aufrecht und schaute hoch.

Sie waren noch immer hinter den Fenstern zu sehen. Zwischen der Lücke in den schwarzen Helmen schimmerte das Weißgold ihrer

Knochengesichter, aber sie griffen nicht an.
Es war sehr still geworden. Vom Dorf her hörten sie ebenfalls keinen Laut. Die Stille hatte einen gewaltigen Sack über den kleinen Ort Farthham gelegt.
Und dann passierte doch etwas.
Es begann mit einer leichten Unruhe der vier Reiter. Nicht dass sie sich von den zerstörten Fenstern entfernt hätten, aber die beiden Geistlichen hörten das Scharren und dazwischen das helle Klingen der Hufe, ein Beweis für die Unruhe, die von den Pferden ausging, so als hätten sie irgend etwas gewittert, das ihnen nicht in ihre dämonischen Pläne hineinpasste.
Auch Kirk hatte es bemerkt. Er bewegte sogar seinen Kopf, trotz der Schmerzen. »Was ist das?«
Ignatius gab keine Antwort. Er zog sich zurück. Das Glas unter seinen Sohlen knirschte leise. Die beiden Männer bekamen eine Gänsehaut, sie schauten sich um. Ihre Blicke glitten über die zerstörten Fenster hinweg.
»Sie schienen sich gestört zu fühlen«, murmelte der Mönch.
»Aber nicht von uns.«
»Das glaube ich auch nicht.« Beide schwiegen. Sie wollten die Horror-Reiter durch den Klang ihrer Stimmen nicht unbedingt auf sich aufmerksam machen. Dass etwas im Gange war, stand fest, und beide rechneten auch damit, dass es eine Veränderung geben würde.
Doch welche? Zu ihren Gunsten?
Stimmen hörten sie. Oder nur Geräusche? Jedenfalls waren sie nicht in der Kirche abgegeben worden, sie drangen von draußen an ihre Ohren, waren aber noch so leise, dass sie kein Wort von dem verstehen konnten, was gesprochen wurde.
Was tat sich dort?
Auch Ignatius spürte die Spannung, die sich in ihm aufgebaut hatte. Sie war mit einem Kribbeln vergleichbar, das durch seine Adern rann. Er wusste, dass er vor einer Wende stand. Etwas war herangekommen und schon nahe, dass es, sinnbildlich gesprochen, von außen an die Kirchenmauer kratzen konnte.
Waren sie jetzt dabei, das schaurige Finale einzuläuten? Würden sie überfallartig kommen und die Kirche vernichten?
Und waren nicht auch Schritte zu hören?
Ignatius hielt es kaum noch aus. Er war versucht, zur Tür zu laufen, sie zu öffnen, um nach draußen zu laufen.
Noch traute er sich nicht.
Als er trotzdem die ersten Schritte machte, hörte er die flüsternde Warnung des Pfarrers. »Bleib lieber hier, Bruder. Sie werden dich zerreißen und vernichten. Glaub mir…«
»Das hätten sie schon vorher gekonnt.« Er war plötzlich sicher, dass

sie es nicht tun würden. Das neue Spiel, das eingeläutet worden war, lief nach anderen Regeln ab, wie er annahm. Es war längst nicht so direkt, wie man befürchten musste.

Ignatius ging zur Tür. Er hielt mit einer Hand sein schlichtes Holzkreuz umfasst. Es war ein Strom der Kraft, der ihn plötzlich durchfloss. Das volle Vertrauen war wieder zurückgekehrt. Seine Augen blitzten, sie glichen kleinen Kugeln, die einen metallenen Überzug bekommen hatten. Er wollte sich nicht mehr stören lassen. Er würde weitergehen, er würde sich dem Bösen stellen…

Vor der Tür blieb er stehen.

»Sie sind nicht mehr da!« Die zitternde Stimme des Pfarrers drang zu ihm. Kirk hatte damit die vier Horror-Reiter gemeint und den Mönch in seiner Ansicht nur bestärkt.

Es blieb nichts mehr so, wie es einmal gewesen war. Es musste weitergehen, das Böse breitete sich aus. Obwohl er sich noch keine Vorstellung davon machte, was alles geschehen konnte, wurde sein Optimismus von einer aufbrandenden Furcht verdrängt, dass er hinter diesen dicken Kirchenmauern keinen Schutz mehr finden konnte. Sie waren aus Stein gebaut, jetzt aber kamen sie ihm vor, als bestünden sie nur aus Papier, das einfach lächerlich dünn war.

Er hatte bereits seine Hand auf die Klinke gelegt. Nur ein Druck nach unten, das Zerren an der Tür, dann…

Er tat es nicht.

Von draußen hörte er den hellen Schrei.

Ignatius dachte, dass es ein Schrei gewesen war, doch da irrte er sich. Es war keiner, oder es war nur einer am Anfang gewesen. Der Schrei mündete in Worte, die einen für ihn schrecklichen Satz, eine grausame Prophezeiung bildeten.

»Ich werde die Kirche zerstören! Ich werde sie vernichten! Es wird kein Stein auf dem anderen bleiben. Dieses Bauwerk muss einfach zerstört werden!«

Die Worte verklangen. Für Ignatius war es schlimm, dass sie von einer Frau gesprochen worden waren. Aber das alles störte Pfarrer Kirk noch viel mehr.

Er hatte nicht mehr sitzen können, sich in der Bank aufgestellt und gedreht.

»Um Himmels willen!« keuchte er. »Das war kein Dämon, das war kein Teufel, das war Beth Morgan…«

***

Es ist sein Kopf!

Dieser irre, wahnwitzige Gedanke überfiel Beth Morgan im ersten Augenblick, als der Gegenstand auf ihren Händen lag, bis sie feststellte, dass es sich bei ihm zwar um einen Kopf handelte, jedoch

um einen blanken Schädel und nicht um einen Kopf, der noch mit Haut und Haaren bedeckt war.

Sie wollte diesen makabren Gegenstand fort stoßen, einfach wegwerfen, sie wollte mit ihm nichts mehr zu tun haben, aber sie konnte es nicht. Beth spürte das Gewicht auf ihren Händen, und der Kopf schien mit seiner Unterseite auf ihrer Haut zu kleben.

Dann dachte sie an Carter Eastland. Er war bei ihr gewesen, in ihrer Nähe, sie hatte dann schreckliche Geräusche gehört und nichts sehen können. Alles hätte passiert sein können, alles…

Sie stand da und wartete.

Keine fremden Geräusche mehr, nur der Nachtwind, der säuselnd von den Bergen in das Tal fuhr, ihr Gesicht streichelte und den Geruch von feuchter, frischer Natur mitbrachte, der sie jedoch an Tod und Verderben erinnerte, als würde all das, was sich in ihrer unmittelbaren Umgebung befand, vermodern.

Der Gedanke an Tod und Verfall trieb die Furcht noch stärker in ihr hoch. Sie dachte nicht mehr voraus, sie sah nur noch sich und spürte das verdammte Gewicht des Schädels auf ihren Händen.

Fortwerfen, wegschleudern, einfach nichts mehr mit diesem Grauen zu tun zu haben, das wäre am besten gewesen, aber dazu konnte sie sich nicht überwinden.

Dafür fing sie an zu zittern.

Sie konnte nichts dagegen tun, es war einfach da, und es begann an den Schultern, wobei es sich von dort aus fortsetzte, in die Arme hinein rann und sehr bald die Hände erreichen würde, wobei es Beth dann nicht mehr gelingen würde, den Schädel zu halten.

Soweit kam es nicht.

Sie hatte ihn nicht gehört, aber er war da, und am Druck seiner Hand spürte sie, dass es nur Cigam sein konnte, der ihre Schulter berührte.

»Nicht so nervös«, sagte er mit seiner zischelnden Stimme. »Reiß dich zusammen! Ich bin bei dir…«

Beth hatte es kaum für möglich gehalten, doch nach der Berührung, und nach den Worten hörte das Zittern schlagartig auf. Trotzdem kehrte in sie keine Ruhe ein. Es war auch weiterhin schlimm, dass sie sich in den Händen dieses Wesens befand, und es machte ihr besonders viel aus, dass Cigam die Kontrolle über sie bekommen hatte. Er allein bestimmte, was sie tat und was nicht.

»Sei ruhig, Beth, sei ganz ruhig.«

Sie öffnete den Mund, saugte die würzige Luft ein und fragte mit Flüsterstimme: »Was wollen Sie denn?«

»Dich…«

»Aber ich…«

Er streichelte sie. Seine Hände waren glatt und trotzdem irgendwo rau, als sie über ihre Wangen hinweg glitten. Er hatte sich hinter sie

gestellt, sie spürte so etwas wie eine Ausstrahlung die sie noch nie zuvor erlebt hatte, und anstrengen, dass er auch am Leben fürchtete sich davor.

Beth konnte diese Ausstrahlung nicht beschreiben, ihr fiel nur der Begriff fürchterlich ein.

War das das Böse?

War es das, von dem in den alten Geschichten immer gesprochen wurde? Vom Teufel und seinen Helfershelfern, über die sie kaum nachgedacht hatte, die aber existierten?

Es konnte sein, es war auch sicherlich so, und was sie am meisten erschreckte und aufwühlte, war die Tatsache, dass es diese verfluchten Wesen in Wirklichkeit gab. Dass sie keine Spinnerei waren, nicht irgendwelche Hirngespinste.

Es gab sie.

Und sie hatten sich sie, ausgerechnet sie als ihre Helferin ausgesucht. Welch ein Grauen!

Beth wunderte sich, dass sie die Kraft fand, noch auf den Beinen zu bleiben und auch den Mut besaß, Fragen zu stellen. Sie hätte an sich vor Furcht vergehen müssen, statt dessen stand sie aufrecht, spürte das Gewicht des Schädels und dachte trotzdem nicht so sehr an sich, sondern an ihren Freund, dem sie ihre Liebe geschenkt hatte.

»Was ist mit Carter? Was ist mit ihm? Was hast du mit ihm getan, Verfluchter?«

Cigam ließ seine Arme sinken. »Du liebst ihn, nicht wahr?«

»Ja, ich liebe ihn!«

»Wie schön…«

»Sag es mir!« keuchte sie.

»Nun, er hat dich retten wollen, dieser Irre. Einmal ist er mir entkommen. Er wurde von der magischen Pest geheilt. Und es liegt jetzt einzig und allein an dir, was ich mit ihm anstellen werde. Ich sehe ihn, er lebt noch. Er ist nicht einmal weit von dir entfernt, der junge Mann. Aber du musst dich schon entscheiden.«

Beth antwortete nicht sofort. Sie musste die Worte erst verdauen.

So verging eine Weile.

Cigam ließ ihr auch Zeit. Er kostete seine Lage aus, bis sie fragte:

»Wie geht es denn weiter?«

»Das wollte ich dir erklären. Du musst immer daran denken, dass du etwas Besonderes bist, denn ich habe dich auserwählt. Ich hätte auch andere nehmen können, aber ich habe mich für dich entschieden, was eine große Ehre sein soll, denn die Hölle ist nicht immer so großzügig, das kannst du mir glauben.«

»Was ist denn…?«

»Ruhig, kleine Beth, ganz ruhig. Ich werde dich jetzt an die Hand nehmen, und anschließend werden wir einen Weg gehen, der dir

bestimmt bekannt vorkommt. Du würdest ihn auch mit verbundenen Augen finden, aber ich werde dich führen.«

»Wohin?« stieß sie hervor.

»Zur Kirche!«

Es war eine Antwort gewesen, die sie kaum glauben konnte. Sie hatte das Gefühl, auf den Arm genommen zu werden, denn was dieser schreckliche Teufelsdiener gesagt hatte, grenzte bereits an Blasphemie, an Gotteslästerung. Das konnte sie einfach nicht akzeptieren, das war zu hoch für sie.

Der Teufel und die Kirche, das passte einfach nicht zusammen.

»Habe ich dich geschockt?« Seine Stimme klang, als hätte er einen bösen Satz gesungen.

»Ja, ich…«

Er ließ sie nicht ausreden. »Du glaubst, das passt nicht zusammen, wie? Du glaubst, dass der Teufel und seine Helfer in der Kirche nichts zu suchen haben. Ist es nicht so?«

»Ja.«

»Das mag schon stimmen. Aber das ist früher gewesen. Vieles hat sich verändert. Der Teufel und ich haben uns vorgenommen, anders zu handeln. Wir sind nicht mehr die, die sich vor den Gotteshäusern fürchten. Wir werden zwar nicht hineingehen, aber wir haben andere Pläne mit ihnen vor. Wir werden sie zerstören…«

Er schwieg, weil er seine letzten Versprechungen erst noch wirken lassen wollte.

Beth holte Luft. Sie konnte es nicht fassen und fragte noch einmal nach. »Zerstören…?«

»So ist es, meine Liebe. Wir werden die verfluchten Gotteshäuser zerstören, wo wir sie finden. Und hier in Farthham fangen wir an. Aber wir werden nicht hier bleiben. Das Land ist groß. Wir werden jede Kirche vernichten und werden uns ausbreiten, denn wenn wir sie vernichtet haben, ist der Weg für das andere frei. Dann erst kann das Erbe des Alchimisten Ampitius, dem Knappen der Horror-Reiter, das ich übernommen habe, voll erfüllt werden. Geht das in deinen Kopf? Ist dir klar, dass du als Beth Morgan, den Beginn der Weltherrschaft miterlebst. Dass du daran beteiligt bist, dem Bösen den Weg zu ebnen? Hast du schon einmal darüber nachgedacht?«

»Nein, nie«, erwiderte sie spontan und konnte es sich auch nicht vorstellen.

»Es ist aber so«, sagte er, »so und nicht anders. Die Herrschaft des Bösen muss beginnen, denn die Zeit ist reif dafür. Hast du verstanden? Die Zeit ist reif…«

»Ja, ich weiß es jetzt!«

»Und wie fühlst du dich?« fragte er höhnisch. »Wie fühlt man sich als sauberer Mensch, der so etwas ja immer abgelehnt hat?«

»Hör auf!«

Cigam lachte nur. »Es war mein Plan von Beginn an. Das Böse und die Pest. Schon einmal haben diese beiden zusammengearbeitet, und es ist eine sehr fruchtbare Zusammenarbeit gewesen. Sie war einfach großartig.«

Beth Morgan wusste nicht mehr, was sie dazu sagen sollte. Sie war wie vor den Kopf geschlagen, sie kam da einfach nicht mit. Es war furchtbar, und sie spürte wieder dieses Zittern, diesmal allerdings in den Beinen und nicht in den Armen. Sie hatte sich längst verkrampft, durch die Waden zuckten Schmerzen. Sie wäre am liebsten zusammengebrochen, aber das ließ Cigam nicht zu.

Er fasste sie an.

Diesmal spürte sie seine beiden Hände an den Schultern und hörte seine böse Stimme. »Wir haben genügend Zeit verschwendet. Wir werden jetzt zur Kirche gehen, und genau dort wirst du den ersten Teil deiner Aufgabe erfüllen.«

»Was denn?« brach es aus ihr hervor:

»Du wirst schreien, meine liebe Beth. Du wirst einfach schreien, und zwar nach ihm.«

»Wer ist er?«

»Der Satan!«

Cigam hatte den letzten Begriff mit einem schaurigen Triumph in seiner Stimme ausgestoßen, und er hatte damit auch den Nerv des jungen Mädchens getroffen.

Sie fühlte sich elend, schlecht. Sie hatte den Teufel immer abgelehnt, war am Sonntag in die Kirche gegangen, um zu beten, und jetzt sollte alles anders sein?

Nicht mehr Gott, sondern der Teufel!

Wie war so etwas möglich? In welch eine schreckliche Welt hatte man sie hineingestoßen?

Cigam drückte gegen ihren Rücken. »Geh vor und nimm den Schädel mit. Seine Kraft, der Geist des alten Alchimisten, des Pestbringers, wird hier wieder herrschen.«

»Und Carter Eastland?«

»Mach dir um ihn keine Sorgen. Er wird immer in deiner Nähe sein. Und er wird dich sicherlich bald verstehen können, meine Liebe…« Cigam hatte nicht gelogen, denn er bückte sich und hob den rechten Arm des am Boden liegenden Detektivs an.

Als er ging, schleifte er ihn hinter sich her wie den leblosen Körper eines Rehbocks…

***

Wir hatten die Kirche erreicht und kamen nicht an sie heran. Zum Glück waren wir zuvor gewarnt worden, denn der klopfende

Hufschlag auf dem Grasboden erreichte uns wie ein weiches Trommeln.

Es war einer der Horror-Reiter!

Wir wollten nicht zu früh von ihm gesehen werden und lagen deshalb versteckt im hohen Gras.

Auch wenn es schon lange zurücklag, wir hatten trotzdem oft genug mit diesen verfluchten Wesen zu tun gehabt und wussten, wie gefährlich sie waren.

Wenn wir den Kopf hoben, konnten wir die Mauer der Kirche erkennen. Sie bildete hinter der Szenerie aus Bäumen und Buschwerk einen mächtigen Schatten, der in die Dunkelheit hineinwuchs, als wollte sie zeigen, dass nichts und niemand sie zerstören konnte.

Das galt nicht für AEBA! Und sie waren da.

Nicht nur den Hufschlag eines Pferdes hörten wir. Aus allen Seiten drangen die Geräusche an unsere empfindlichen Ohren, die wir gegen den Boden gepresst hielten.

Noch hatten wir keinen von ihnen gesehen, und ich fragte mich noch immer, ob wir auch richtig gehandelt hatten, denn ich dachte öfter an Cigam als an die Horror-Reiter, wobei ich das Kunstgeschöpf des Teufels sogar als gefährlicher einstufte als die AEBA-Dämonen. Wenn diese Kirche ein zentraler Punkt war, dann würden wir nicht nur die Horror-Reiter hier antreffen, sondern auch Cigam.

Aber ihn hatten wir bisher nicht gesehen. Er stand noch als finstere Drohung im Hintergrund.

Ich wusste nicht, wie lange wir auf dem Boden gelegen hatten und wollte es auch nicht länger tun, drehte mich deshalb zur Seite, zog die Beine an und traf Anstalten, aufzustehen, was meinem Freund Suko nicht gefiel..

»Aufpassen, John!«

»Wieso? Was ist…?«

Ich hörte die Geräusche von der rechten Seite her. Plötzlich bewegte sich die Finsternis. Aus dem Nichts hervor sprang ein immenser Schatten in die Höhe. Ein Pferd mit wirbelnden Vorderhufen, die bereit waren, jedes Hindernis zu zerstören und die auch von fauchenden Flammenzungen begleitet wurden. Sie strömten mit einer mörderischen Intensität aus den Nüstern und dem Maul des schwarzen Pferdes.

Ich warf mich zur Seite, rollte durch das Gras, zerrte meine Beretta hervor, schoss auf den Reiter. Ich wusste nicht, ob ich getroffen hatte, kam wieder auf die Füße und sah, wie Suko zur Seite sprang, um einem gefährlichen Lanzenstoß zu entgehen, der vorn Pferderücken her gegen ihn geführt wurde.

Die Lanze rammte in den weichen Boden. Suko fasste zu und stemmte sich förmlich an ihr hoch.

Ich war von seiner Aktion so gebannt, dass ich an meine Sicherheit nicht mehr dachte.
Ein zweiter Reiter erschien.
Das E auf seiner Brust schimmerte wie ein tödliches Zeichen. Er hielt keine Lanze in der Hand, sondern ein Schwert, mit dem er perfekt umgehen konnte.
Mir wurde in diesen Augenblicken klar, dass die Horror-Reiter unsere Anwesenheit längst bemerkt und nur auf den richtigen Zeitpunkt gewartet hatten, um uns wie ein Sturmwind zu überfallen.
Ich warf mich in einen Busch.
Unter mir brachen die Äste und Zweige zusammen, das Schwert wirbelte mit seiner Spitze an meinem Kopf vorbei. Zudem fetzte es noch Zweige ab, die über meinen Kopf hinwegwirbelten, während ich mich aus dem Gestrüpp befreite, das jetzt nur hinderlich war und mir kaum Schutz bot.
Ich kam wieder frei.
Der Horror-Reiter hatte seinen Gaul gedreht und sich tief nach unten gebeugt.
Er holte wieder aus.
Ich schoss – und traf!
Es war mir klar, dass ich ihn mit einem Silbergeschoß nicht vernichten konnte, darauf war ich schon öfter reingefallen, und auch diesmal hatte ich kein Glück.
Die Kugel hämmerte in seinen Brustschutz, genau in dem Augenblick, als er zuschlagen wollte. Der Einschlag hatte ihn so überrascht, dass er dazu nicht mehr kam und sogar das Gleichgewicht verlor.
Er fiel zu Boden.
Und plötzlich sah alles anders aus. Während er sich noch drehte, befand ich mich bereits in voller Aktion. Plötzlich kam mir zu Bewusstsein, dass mir einer der Horror-Reiter selten so nahe gestanden hatte wie in diesem Augenblick.
Ich hatte das Kreuz.
Und er griff an.
Er flog förmlich auf mich zu. In der Lücke des schwarzen Visiers schimmerte das Knochengesicht, und er führte die Waffe dabei von links nach rechts, um mir den Kopf vom Hals zu trennen.
Ich sprang zur Seite.
Er schlug daneben.
Ich hatte den Dolch in der Hand und dachte daran, das Kreuz zu aktivieren, aber das Rufen der Formel hätte mich Zeit gekostet, zudem ging alles blitzschnell, und ich hielt den Dolch in der rechten Hand, wobei ich genau auf die Lücke in seinem Visier zielte.
Dann schleuderte ich ihn auf die Gestalt.
Ich konnte nicht sehen, ob und wie ich getroffen hatte, denn neben

mir brach ein weiterer Reiter aus dem Gebüsch, so nah, dass mich sein Pferd rammte.

Ich flog zu Boden und spürte eine schreckliche Angst, als das pechschwarze Tier plötzlich hoch über mir stand. Der andere Reiter, der von meinem Dolch hatte erwischt werden sollen, war auch getroffen worden, leider steckte die Klinge in seinem verdammt dicken Brustpanzer, und er war dabei, sie wieder herauszuzerren. Da er einen Handschuh trug, konnte er dies mühelos schaffen.

Jetzt mussten mir andere Kräfte helfen.

Und ich schrie die Formel lauthals in die finstere Nacht hinein.

»Terra pestem teneto – Salus hie maneto!«

Es war wie im Märchen, denn plötzlich schien sich der Himmel zu öffnen, damit seine Kräfte frei wurden, um das Böse auf dieser Welt auszuradieren.

***

Father Ignatius drehte fast durch. Er wollte es nicht glauben und sich mit einer Frage an den Pfarrer wenden, als er zufällig einen Blick durch eines der zerstörten Fenster warf.

Viel konnte er nicht sehen.

Einige Bäume, das wirre Geäst, aber den größten Teil seines Blickfelds nahm der Himmel ein.

Und über ihm zuckte eine ungewöhnliche Helligkeit, als hätte die Sonne einen silbrigen Glanz bekommen und würde in mehreren Intervallen aufgehen.

Auch Kirk hatte das Licht gesehen. Er war konsterniert, überrascht und keuchte: »Was ist das…?«

Father Ignatius drehte sich nicht um. Er blieb starr stehen, aber auf seinem Gesicht zeigte sich die Andeutung eines Lächelns. Er kannte seine Freunde sehr gut, sogar gut genug, und er holte tief Luft, bevor er eine Antwort gab.

»Die Rettung, mein Freund… vielleicht die Rettung!« Er faltete die Hände. »Lass uns darum beten …«

***

Über mir erhellte sich eine Bühne, als wäre genau dieses Stück dabei, die Schrecken der Nacht und die Auswirkungen des Bösen zu vertreiben. Es war für mich die Erlösung, es war einfach herrlich, und obwohl ich auf dem Rücken lag, fühlte ich mich wie auf Händen getragen, die mich aus diesem Grauen fortholten und dorthin bringen wollten, wo es keine Gefahr mehr gab.

Mein Kreuz hatte es geschafft!

Und ich sah die verfluchten Horror-Reiter wie vor einer blassen, gespenstisch anmutenden Leinwand, auf der sie sich bewegten, aber das Geschehen nicht diktierten.

Das Licht hielt sie umstrahlt. Ich wünschte mir, dass es sie auch zerstörte, und seine Kraft war so immens, dass es die Gestalten und auch die schwarzen Pferde vom Boden hochriss und sie gegen diese »Leinwand« schleuderte wie Pappfiguren.

Für mich kam dies einem überirdischen Ereignis gleich, von Kräften geführt, denen ich nur das Gefühl der Dankbarkeit entgegenbringen konnte. Eine tiefe, wunderbare Dankbarkeit, und ich selbst kam mir vor, als wäre ich von der Hölle in den Himmel aufgestiegen.

Die Horror-Reiter, so mächtig sie auch als Diener der Erzdämonen sein mochten, waren eben nur Diener, nur Helfer und schafften es nicht, sich gegen diese Mächte anzustemmen. Sie torkelten durch die Kraft des Lichts, sie hatten ihre Kräfte verloren und waren nur mehr zu Spielbällen geworden.

Ich jubelte innerlich auf, denn ich glaubte fest daran, dass sie es diesmal nicht schaffen würden, weil die Kraft meines Kreuzes einfach zu groß war.

Aber ich hatte die andere Seite unterschätzt. Es passierte, als ich Suko von der linken Seite auf mich zulaufen sah und ihn ansprechen wollte, wobei mir das Wort im Halse stecken blieb, denn in der nächsten Sekunde wurde mir sehr deutlich bewusst gemacht, was der Name AEBA zu bedeuten hatte.

A = Astaroth, E = Eurynome, B = Baal, A = Amducias.

Das alles wussten wir. Wir wussten ferner, dass sie die Diener der Erzdämonen waren, dass sie ausschließlich zu ihnen hielten, dass diese ihnen die Kraft gaben, um überhaupt existieren zu können, und genau die griffen ein, um die Verhältnisse zwischen Gut und Böse wieder ins Lot zu bringen.

Genau dort, wo das bleiche und gleichzeitig strahlende Licht meines Kreuzes aufhörte und sich die Finsternis des Himmels wie ein Trennstrich abzeichnete, sahen wir drei schreckliche Gesichter.

Köpfe!

Wir wussten, wer sich dort zeigte, und ich presste die Erklärung hervor. »Verflixt, die Erzdämonen!«

Ja, sie waren es, sie zeigten sich. Sie waren aus den Tiefen der Finsternis hochgestiegen, um zu beweisen, dass sie ihre Reiter nicht im Stich ließen.

Wir sahen Astaroth als eine männliche Medusa, dessen Schädel von knallroten Schlangen umringelt wurde. Augen wie grüne Diamanten strahlten daraus hervor. Ansonsten besaß er kein Gesicht.

Weder Nase, Mund noch Ohren.

Aber auch Eurynome zeigte sich. Ziegenköpfig, geifernd und mit der Gestalt eines schwelenden Frauenkörpers.

Baal wirkte wie ein widerlicher, überfetter Buddha. Als Reminiszenz an das Goldene Kalb, das schon im Alten Testament erwähnt worden

war, bestand sein fetter Körper aus Gold oder hatte einen goldenen Überzug, bekommen.

Im Gegensatz zu ihm erschien Amducias, als er sich weiter vorschob, als eleganter Beau. Bis auf das Gesicht, das besaß eine gewisse Ähnlichkeit mit dem eines Krokodils.

Und sie waren die Hüter der Horror-Reiter, aber sie wollten nicht aufgeben.

Während ihre Helfer durch das Licht taumelten und von Kräften bewegt wurden, die keiner mehr steuern konnte, selbst ich mit dem Kreuz nicht, holten sie ihre Helfer mitsamt ihren Pferde zu sich heran. Die gefährlichen Henker wirkten wie Tote, die aus eigener Kraft nichts mehr unternehmen konnten. Sie waren auf Gedeih und Verderben ihren mächtigen Herren, den Erzdämonen, ausgeliefert.

Und die wollten nicht, dass sie vergingen. Tatenlos mussten wir mit ansehen, wie sie die Lichtinsel verließen und in Sicherheit gezerrt wurden.

Dann fiel das Licht zusammen.

Auch mein Kreuz glänzte nicht mehr. Die Dunkelheit war wieder da, und sie war so dicht, dass wir Mühe hatten, uns zu orientieren.

Trotzdem waren wir nicht unglücklich, das sagte auch Suko.

»Die hätten wir geschafft.«

»Ja!« knirschte ich. »Nur war einer nicht dabei.«

»Keine Sorge, den finden wir auch noch. Cigam wird uns nicht entwischen.«

Er hatte den Satz kaum ausgesprochen, als sich die Lage wieder schlagartig änderte, und ich konnte nicht behaupten, dass uns dies gefiel.

Eine Frauenstimme gellte auf.

Die Stimme der Beth Morgan. Sie hörte sich an, als würde sie sich jeden Moment überschlagen. Was sie allerdings brüllte, ließ meinen Herzschlag zu einem wahren Trommelfeuer werden.

»Ich werde die Kirche zerstören! Ich werde sie vernichten! Es wird kein Stein auf dem anderen bleiben! Dieses Bauwerk muss einfach zerstört werden!«

»Himmel!« keuchte ich, »was ist da…?«

»Los, John, zur Kirche! Vielleicht schaffen wir es noch!« Noch während Suko dies sagte, rannte er schon weg…

***

Cigam, das magische Kunstgeschöpf steckte voller dämonischer Freude. Er wusste, dass ihm der Sieg nicht mehr genommen werden konnte. Vor ihm stand seine unfreiwillige Helferin und hatte seine Pläne lauthals in die Nacht geschrieen.

Aber es klappte nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte. Er wusste

nicht, was und wie es geschehen war, doch der Himmel nahm plötzlich eine andere Farbe an.

Es sah so aus, als wären bleiche Scheinwerfer eingeschaltet worden, die ihre Strahlen in eine gewisse Richtung schickten und sie dabei auf eine bestimmte Stelle begrenzten, so dass ein gewaltiges Rechteck auf dem Himmel entstand.

Und in dieses Rechteck hinein torkelten die vier Horror-Reiter, die zu seiner Unterstützung geschickt worden waren, um alles für ihn zu regeln.

Das war nicht mehr geschehen, und Cigam dachte an seine verfluchten Feinde, die ihre Kräfte gegen die Reiter eingesetzt hatten, um sie zu vertreiben.

Es war ihnen gelungen.

Wie leblose Figuren jagten sie in das Licht hinein, sie torkelten, sie schlugen mit Armen und Beinen um sich, und sie wurden von denen geholt, die ihre eigentlichen Herren waren, und sie auch jetzt nicht im Stich ließen.

Aber Cigam hatte mit den alttestamentarischen Erzdämonen nichts zu tun. Sein Herr war der Teufel, denn er hatte ihn aus reiner Magie hergestellt. Und so sollte es auch bleiben. Er wollte nicht aufgeben, er kam auch allein zurecht, denn in seiner Gewalt befand sich eine unschuldige Person, die sich die Hölle geholt hatte.

Er sprach sie an. »Schrei deine Sätze noch einmal! Erkläre ihnen, dass wir die verfluchte Kirche zerstören wollen und damit erst den Anfang machen. Wir bereiten den Weg für die dämonische Pest. Los, sag es ihnen! Sag es allen!«

Und Beth Morgan gehorchte.

Noch einmal rief sie die Worte, die sie so gut behalten hatte, und kam sich nicht einmal schlecht dabei vor. Aber sie konnte nicht sehen, was mit dem Schädel geschah.

Cigam war an ihre Seite getreten und strich über die Schädelplatte hinweg, als wollte er den Totenkopf segnen.

Seine Kräfte trafen auf die des Schädels, zwei Magien kamen zusammen, aber sie hoben sich nicht auf.

Sie verbündeten sich, und es trat das ein, was er erhofft hatte. Aus dem Schädel löste sich ein Schemen. Er sah aus wie ein dünner Gummistrahl, durchsichtig am hinteren Ende und in der Mitte, sich aber nach vorn hin verdichtend, denn dort zeigte sich ein Gesicht.

Es war eine Fratze, und sie entstammte der Hölle oder dem Pandämonium, denn ein menschliches Gesicht konnte einfach nicht so aussehen. Es erinnerte an eine Kugel, blaugrau von der Farbe. Haarlos mit dicker Nase sowie breit gezogenen Lippen und Augen, als wären unsichtbare Klammern dabei, den Geist zu verzerren.

Das Gesicht zeigte eine ungeheure Qual und war noch mit dem

Schädel verbunden.

»Ampitius!« rief Cigam und schaute den Geist des Alchimisten an.

»Ich habe dich befreit. Ich habe dich hervorgeholt. Der Teufel selbst gab mir die Kraft, ich habe dafür gesorgt, dass du den Ort zerstören kannst, den du früher so gehasst hast. Und ich habe deinen Handschuh gefunden, um dir wieder die alte Macht zu geben, Ich habe auch eine unschuldige Person gefunden, die bereit war, dich zu unterstützen, deshalb komm zu mir und nimm den Pesthandschuh entgegen.«

Nach diesen Worten geschah zunächst nichts. Noch immer war der Kopf mit dem Totenschädel verbunden. Ein Zucken durchfuhr ihn. Hin und her ging es. Der andere Schädel wollte sich lösen – und schaffte es.

Im selben Augenblick öffnete Beth die Hände. Sie konnte nicht mehr, der Totenschädel kippte zu Boden und zerbrach mit einem klirrenden Geräusch.

Cigam griff zu.

Mit einem Ruck riss er Beth den Schal von den Augen, stand vor ihr und lachte.

»Daaaa…!« brüllte er, »sieh dir, genau an, was du erreicht hast, meine Liebe!«

Beth schaute hin.

Sie sah den geisterhaft wirkenden Kopf des Alchimisten, der vor ihr schwebte, als hätte ihn jemand in die dunkle Nacht mit blaugrauen Farben gemalt.

Das stimmte nicht.

Er lebte, und Cigam war es, der ihm den Handschuh hinhielt. Den Pesthandschuh.

»Er gehörte dir!« Der Geist des Alchimisten drehte sich auf der Stelle. Beth schaute genau in das Gesicht, sah aber noch etwas anderes. Nicht, weit von ihr entfernt lag Carter Eastland. Sein Gesicht war blutüberströmt, doch er war dabei, aus den Tiefen der Bewusstlosigkeit zu erwachen.

Er wollte sogar aufstehen…

Der Schädel bewegte seinen Mund.

Er war sehr breit und besaß eine vorstehende Unterlippe. Er sah, den Handschuh, in seinen blassen Augen glühte für einen Moment der Triumph, dann prallte er mit dem Handschuh zusammen.

Die Finger des Handschuhs bewegten sich. Sie formten sich zu einem Halbkreis und breiteten sich so weit auseinander, dass sie zufassen konnten. Cigam nickte zufrieden.

Sein nächster Befehl erreichte dieses schreckliche Wesen. »Und jetzt zerstöre die Kirche! Ich weiß, dass du die Kraft dazu hast!«

Geist und Handschuh gehorchten.

Beide drehten sich.

Das klobige Gesicht wandte sich dem Eingang zu, dessen Tür in diesem Augenblick geöffnet wurde und einen Mann entließ.

Es war Father Ignatius!

Cigam sah ihn, und Cigam lachte. »Du willst ihn aufhalten, du kleiner Pfaffe, du?«

Ignatius nickte.

»Dann töte vorher ihn!« brüllte Cigam, der nicht sah, was hinter seinem Rücken geschah.

Dort nämlich hatte sich Carter Bastland aufgerichtet. Für ihn wäre es besser gewesen, wenn erliegen geblieben wäre, aber er hatte einfach nicht anders gekonnt. Er wusste genau, dass er zu schwach war, nur wollte er Beth nicht mehr in der Nähe dieses irren Teufels wissen.

Er rief ihren Namen.

Sie drehte sich um.

Auch Cigam hatte ihn gehört.

Für einen Moment schien er zu einer anderen Person zu werden.

Sein Körper sah aus, als wäre er von einem kalten, blaugrünen Höllenfeuer durchblasen worden. Er war durchsichtig, und Beth konnte erkennen, dass unter dem, was man als Haut ansehen musste, sich keine Knochen, Adern, Venen oder Blut befand.

Da war nichts, nur Magie.

Und die wollte Cigam gegen den wehrlosen Detektiv einsetzen. Er sprang auf ihn zu, das Mädchen schrie gellend auf, weil es sah, wie chancenlos dieser Mann war.

Doch er war nicht allein.

Wie ein Phantom erschien eine andere Gestalt.

Suko!

Und er schlug mit der Dämonenpeitsche.

Der Inspektor hatte darüber nachgedacht, auch den Stab einzusetzen, davon aber Abstand genommen, denn durch seinen Ruf wäre auch John Sinclair behindert worden.

So verließ er sich auf die Peitsche.

Aber er fiel rein.

Zwar konnte er Carter retten, weil Cigam den drei Riemen durch einen schnellen Sprung entging, den Helfer des Satans selbst erwischte er nicht. Cigam lachte wie irre. Aus seinen Augen schienen Blitze zu schießen, noch immer leuchtete er von innen, drehte sich dann auf der Stelle, weil er Zeuge bei der Zerstörung der Kirche werden wollte und den Priester bereits abgeschrieben hatte.

Es war anders gekommen.

Ignatius war nicht mehr da.

Dafür stand ein anderer Mann an seiner Stelle.

Hoch gewachsen, blond, auch leicht verdreckt, aber mit einem Gesicht, das wie aus Stein gemeißelt wirkte.

Und dieser Mann hielt in seiner rechten Hand ein leuchtendes Kreuz!

***

Es war ein risikoreicher Plan gewesen, für den wir uns entschieden hatten, aber wir hatten in diesem Fall aufs Ganze gehen müssen. Wir mussten gewinnen, wir mussten zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, deshalb hatte ich die Stelle meines Freundes, Father Ignatius eingenommen, ohne ihn aber aus dem Spiel zu treiben.

Er stand etwas entfernt, ebenfalls mit einer Waffe versehen, die er einsetzen wollte.

Ich aber hatte das Kreuz, und sein Anblick hatte den angreifenden Schädel, der von diesem Pesthandschuh umfangen wurde, gestoppt.

Ich schaute in das Gesicht. Eine Kugel mit Nase, Augen, Mund – angstverzerrt.

Er war gebannt, er kam nicht mehr weg, die Angst vor dem alles entscheidenden Ende schritt wie ein grausames Faltenmuster in sein Gesicht hinein.

Ich wich um keinen Millimeter.

Und ich sah Father Ignatius aus dem Schatten hervortreten. Er schwenkte das Gefäß mit dem Weihwasser, er sprach dabei die alten Gebete und schleuderte die Tropfen des geweihten Wasser aus dem Gefäß hervor. Sie wirbelten wie helle Perlen durch die Luft und trafen auf das Ziel zu, das Gesicht und auch den Handschuh.

Bei jedem Aufprall erklang ein Zischen, als wären die beiden Gegenstände heiß.

Und der Schädel bekam Blasen! Innerhalb einer kurzen Zeitspanne bildeten sich Geschwüre, gleichzeitig auch Löcher, die ihn an zahlreichen Stellen aufrissen.

Es tropfte wie Säure aus ihnen hervor, klatschte zu Boden, wobei sich gleichzeitig der Handschuh auflöste. Da kippten die Finger weg, da war plötzlich nichts mehr vorhanden, denn der alte Stoff löste sich auf, und dünne, zittrige Rauchfahnen stiegen in die Nachtluft.

Was noch an Fingern vorhanden war, zuckte, drückten sich zusammen, als sollte davon eine Faust entstehen.

Sie entstand auch, und sie zerquetschte das, was als Geist des Alchimisten noch zurückgeblieben und wiedergekehrt war.

Die Horror-Reiter hatten verloren, ihr Knappe ebenfalls.

Blieb nur noch Cigam.

Mein Kreuz hatte Handschuh und Schädel gestoppt, alles andere konnte ich mit gutem Gewissen Father Ignatius überlassen, denn ich wollte das auch wenn der Höllenherrscher selbst nicht mitmischte, er hatte jedoch gewußt, das es für ihn besser war, sich zurückzuziehen. Und das hatte er nicht nur seinem Kunstgeschöpf mitgeteilt, sondern war ihm direkt zu Hilfe geeilt.

Suko, der es hätte schaffen können, kam an ihn nicht mehr heran, denn Cigam veränderte sich.

Es sah so aus, als sollte er von innen verbrennen, aber das Feuer war nicht normal, denn Asmodis selbst hatte es entzündet, und er besaß auch die Frechheit, sich zu zeigen.

In Cigams Gestalt, die trotz der Flammen durchsichtig geblieben war, zeigte sich die dreieckige Fratze des Höllenherrschers. Das breite Maul war zu einem widerlichen Grinsen verzogen, die Augen strahlten eine erschreckende Boshaftigkeit ab, und dann brüllte Cigam auf, doch es war mehr ein Lachen.

Im nächsten Augenblick löste er sich auf. Er war einfach nicht mehr da. Aus Magie in fester Form, hatte er bestanden, in Magie in gasförmiger Form hatte er sich zurückgezogen, denn der Teufel wollte diesen Helfer nicht hergeben.

Er brauchte ihn noch. Nicht nur gegen seine menschlichen Feinde, sondern auch gegen die schwarzmagischen, wie Mallmann alias Dracula II. Unzufrieden waren wir trotzdem nicht.

Wir hatten Cigam eine fürchterliche Möglichkeit einer schrecklichen Sklaverei genommen, denn wir erfuhren von Beth Morgan mehr über die Pläne dieses magischen Kunstwesens. Es wäre furchtbar gewesen, wenn er sie hätte erfüllen können. Während sie uns alles erzählte, stand Carter Eastland neben ihr und stützte sich auf ihrer Schulter ab.

Es war eine Geste, die man als dokumentarisch ansehen konnte.

Diese beiden Menschen würden heiraten und zusammenbleiben.

Father Ignatius war nicht zu uns gekommen. Er stand dort, wo es ihm gelungen war, den Pesthandschuh und den Geist des Alchimisten zu vernichten, der sich in dem Knochenschädel all die Jahrhunderte hatte halten können.

»Sie haben damit beginnen wollen, die Kirchen zu zerstören«, sagte er mit leiser Stimme. »Aber ich sage dir eines, John Sinclair. Wenn wir stark genug bleiben, wird es der Satan auch in der heutigen Zeit nicht schaffen, das zu vernichten, was zweitausend Jahre gehalten hat…«

Dem war nichts hinzuzufügen…

ENDE des Zweiteilers